

Neue sächsische Volksbücher.

1.

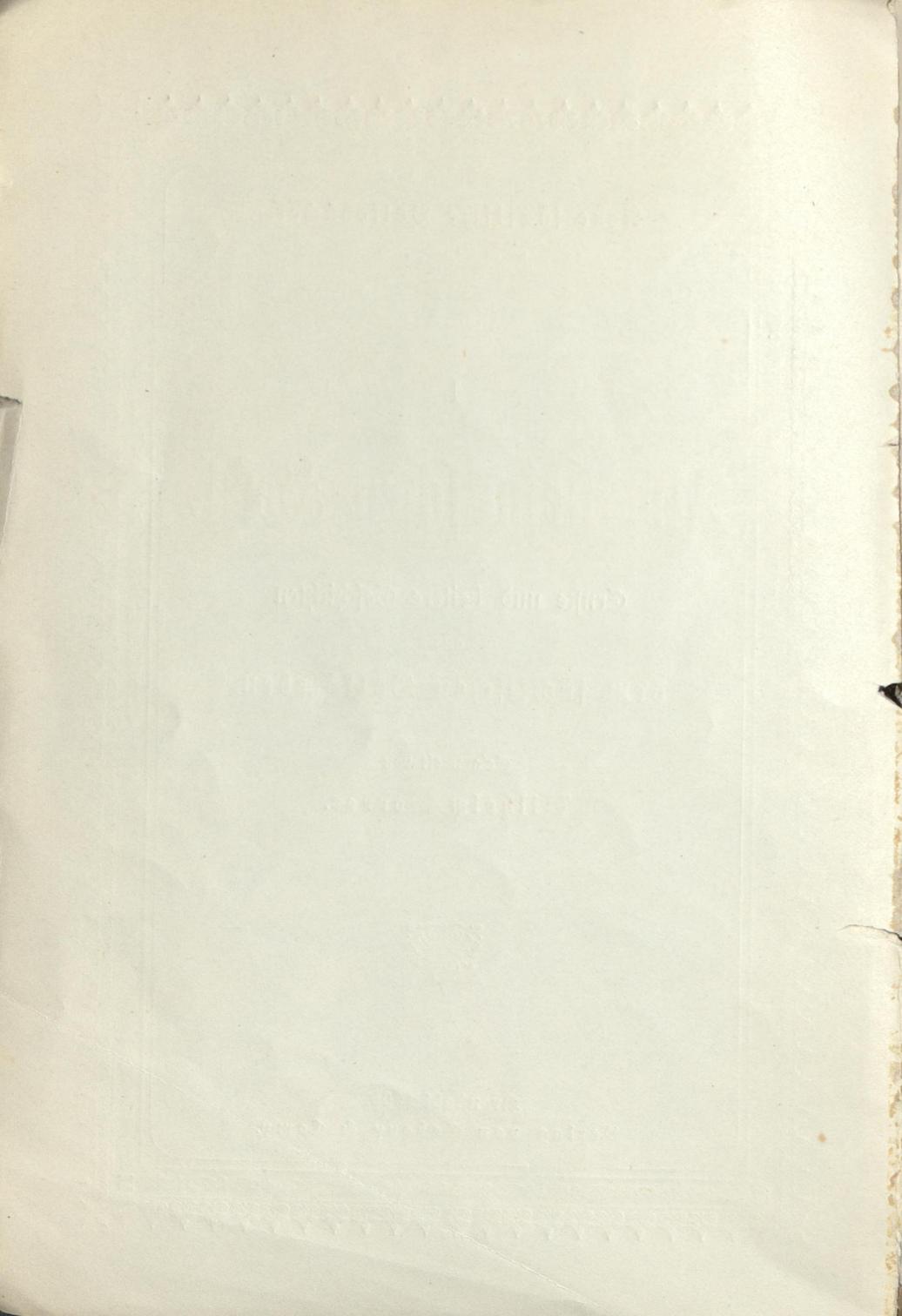
Am heimischen Herd.

Ernste und heitere Geschichten
aus
dem sächsischen Volksleben.

Gesammelt von
Wilhelm Moras.



Aronstadt 1900.
Verlag von Gabony & Comp.



Neue sächsische Volksbücher.

1.

Am heimlichen Herd.

Ernste und heitere Geschichten

aus

dem sächsischen Volksleben.

Gesammelt von

Wilhelm Murr.



Sronstadt.

Verlag von Gabony & Comp.

1900.

Druck von W. Gabony, Kronstadt.

Begleitwort.

Die vorliegende Sammlung, — die in kleineren, jährlich erscheinenden Bänden vor die Öffentlichkeit tritt, — ist einem doppelten Bedürfnis entsprungen. Einmal gilt es: die literarischen Brotsamen und Brocken, die zerstreut in unseren heimischen Kalendern und Zeitschriften niedergelegt sind und meist unbekanntem Verfassern ihr Dasein verdanken, der Vergessenheit zu entreißen, — insoferne sie solches verdienen. Zum Andern: für die breiten Schichten unseres Volkes einen guten Unterhaltungsstoff zu schaffen, der ihnen mundet, von ihnen als etwas Verwandtes begehrt und gerne aufgenommen wird.

Offenbar besitzen wir in den unscheinbaren Erzeugnissen der vergänglichen Tagesliteratur sehr wertvolle Beiträge zu unserem sächsischen Schriftentum, die es verdienen, festgehalten und dem bleibenden Schätze desselben einverleibt zu werden. Damit erfährt der sächsische Schriftenschatz nicht nur eine Bereicherung, sondern auch eine Ergänzung, da es an gut volkstümlichen, — auch dem kleinen Manne verständlichen — Stoffen unter uns noch gar sehr mangelt. Wer infolge seiner Stellung berufen und verpflichtet ist, das Volk mit wirklich volkstümlichem heimischem Lesestoff zu versorgen, — ich erinnere nur an die allorts eingeführten „Volksunterhaltungsabende“, — der weiß, wie bald er damit am Ende ist und mit welchen Schwierigkeiten das Suchen und Auffinden solchen Stoffes verbunden ist.

Daß aber für das sächsische Volk doch hauptsächlich die auf sächsischem Boden und aus sächsischem Leben entsprossenen Erzeugnisse die tauglichsten, entsprechendsten und wirkungsvollsten sind, bedarf keines Nachweises. Sieht man

ja darin sein eigen Fleisch und Blut und findet darin sein eigen Fühlen und Denken!

Und wie die sächsische Spruchweisheit, wie Märchen und Sage ihre liebevollen Sammler und die gebührende Achtung des Volkes gefunden haben, so verdienen dies nicht minder die sächsischen Volkserzählungen. Sie sind, wie jene, schlichte Kinder des sächsischen Volksgeistes, meist in kurzgeschürzten, groben „Hausweben“, oft gar barfüßig; aber aus den gefunden frischen Gestalten, aus den offen treuherzigen Augen spricht zu uns: Wesen von unserem Wesen. In ihnen spiegelt sich unverfälschtes echtes Volksleben. Darum sind sie imstande, nicht bloß ansprechend zu unterhalten, sondern in hohem Grade auch zu erziehen.

Daß in dieser Sammlung auch Gedichte mitlaufen, findet seine Rechtfertigung darin, daß einige derselben erzählender Art sind, andere Stimmung erzeugen oder die angeschlagene Stimmung weiter ausklingen lassen sollen. Die Gedichte aber können auch als Vortragsstoff für unsere Volksunterhaltungsabende angesehen werden. Sie mögen von der erwachsenen Jugend auswendig gelernt und gelegentlich frei vorgetragen werden.

Möchte die gute Absicht des Herausgebers nicht verkannt und seine Gabe als bescheidener Beitrag angesehen werden zur Förderung unseres Volkslebens.*)

Kronstadt, im Juni 1900.

W. Morres.

*) Anmerkung: Bei der Drucklegung ist der III. Teil leider zu kurz gekommen, weil der I. und II. Teil doch wenigstens je zwei Erzählungen erhalten mußten und der Raum des Buches 8 Bogen nicht überschreiten durfte. In den künftigen Bänden soll das Weitere ausgiebiger bedacht werden, ebenso das Mundartliche.

Im ersten Gedicht dritte Zeile v. o. soll die Wortfolge „auch mich“ umgekehrt werden.

Inhaltsverzeichnis.



Seite

I. Aus vergangenen Tagen.

1. Mein Vaterland die Scholle	1
2. Der Friedhof von Hermannstadt	2
3. Zuversicht	25
4. Stephanus Filschich, der Sohn des Stadtrichters	26

II. Volks Erzählungen.

5. In meiner Heimat möcht ich ruh'n	63
6. Der Worttraut	64
7. Schön Suschen	90
8. Was Frauen aus ihren Männern machen können	90

III. Allerlei Weiteres.

9. Ein Klotzheprädig	117
10. Das pffiffige Bäuerlein	124



I. Aus vergangenen Tagen.



1. Mein Vaterland die Scholle.

1. Mein Vaterland, die Scholle,
die Scholle halt' ich wert,
ob auch mich rings umtolle
der Feinde Brand und Schwert.
2. Kein Fleckchen mehr auf Erden,
ist's noch so reich und bunt,
kann solch ein Himmel werden,
wie freier Ahnen Grund.
3. Es sprießen tausend Keime
aus seinem tiefen Schoß
der frommen Väter Träume
so licht, so heldengroß.
4. O könnt' ich fest sie halten
in ihrer Herrlichkeit!
Sie würden hehr gestalten
die tiefgesunkne Zeit.
5. Mein Vaterland, die Scholle,
der Freiheit goldner Herd!
Um den mit heil'gem Grolle
die Ahnen sich bewehrt.
6. Trotz Sturm und Flammenblitzen
zu stehn für Gut und Ehr',
das alte Recht zu schützen
mit blankem Schild und Speer —

7. Nie von dem Fleck zu weichen,
und gält' es Höllennot!
Das war der Rieseneichen
hochheiligstes Gebot.
8. O wecke sie mein Klagen
aus ihrer stillen Gruft,
mein Alles wollt' ich tragen
in Nacht und Grabesluft.
9. Mein Vaterland, die Scholle,
der Väter Heldengrab!
Du bist es, dem ich zolle
dereinst mein letztes Hab.

Fr. Meindt.

2. Der Friedhof von Hermannstadt.

Das Jahr 1610 war für Hermannstadt ein Jahr des Entsetzens. Der Wüterich Gabriel Bathori saß auf dem siebenbürgischen Fürstenthron, und statt wie ein weiser Landesvater das Glück und die Wohlfahrt seiner Völker mit allen Kräften zu fördern, brachte er Jammer und Elend über das ganze Land.

Durch Gewaltthat und schamloses Leben hatte er die edelsten Familien der magyrischen Nation auf das tiefste verletzt; schon war er bei Bürger und Bauer des eigenen Volkes ein Abscheu und Schrecken geworden, — da wandte sich seine nimmerfette Gier auch gegen das sächsische Volk. Dieser freien und selbstständigen Nation, die durch eigene Gesetze und Ordnungen gegen fürstliche Willkühr geschützt war, wollte er den Fuß auf den Nacken setzen und ihr für immer das Lebenslicht ausblasen.

Hermannstadt, als das Haupt der Nation, sollte zuerst zertreten werden. Unerwartet erschien B athori mit seinen z ugellofen Heerhaufen vor den Mauern der damals wohlbesetzten Stadt. Der Rat hatte nicht den Mut, dem Fürsten den Einzug mit bewaffneter Macht zu verwehren, — wie es recht gewesen wäre. So nahm er Hermannstadt ein und bald hauste er darin, wie der wildeste Feind. Die Bürger wurden entwaffnet und aus der Stadt gejagt, ihr Vermögen verschlungen, ihre Weiber und Töchter gesch andert. Der Rat wurde in den Kerker geworfen und zum Tode verurteilt. Nur durch ein schweres L osgeld konnte er davon befreit werden.

Welch' namenloses Weh das sinnlose W uten B athoris über die armen Hermannst adter gebracht hat, werden wir aber nur dann deutlich erkennen und empfinden, wenn uns die Leiden und Schicksale einzelner Bürger und ihrer Familien vor Augen geführt werden. Aus den vielen Schwergedruckten greifen wir als ersch atterndes Beispiel nur die Familie des Ratmannes Felsner hervor.

2.

Als B athori auf den Höhen vor Hermannstadt erschienen war und dem Bürgermeister seinen Besuch angekündigt hatte, entsandte dieser sogleich einen Stadtdiener in die Wohnungen der Ratsherren, um sie zum würdigen Empfang des fürstlichen Gastes zusammenzurufen. Bald sah man die Herren in ihrem Festkleide: einem kurzen, pelzverbr amten Dolman mit silbernen Knöpfen und seidenen Schnüren, einem Kalpa  auf dem Haupte und dem krummen, reichverzierten Säbel an der Seite dem Rathause zuschreiten.

Auch Felsner war seiner Wohnung enteilt, ohne daß jedoch seine Entfernung von den Hausgenossen bemerkt worden wäre. Eine ungewöhnlich frohe Geschäftigkeit erfüllte das

sonst so stille Haus und alle Zeichen deuteten darauf hin, daß ein besonderes Fest vorbereitet werde. Mägde beeilten sich, die Säuberung sämtlicher Räume des Hauses zu Ende zu führen. Weibliche Verwandte der Familie waren damit beschäftigt, die irdenen, zinnernen und kupfernen Gefäße, die jahrelang unberührt an den Rahmen ringsum in den Zimmern hingen, herabzunehmen und in Haufen zu stellen; während einige ältere Frauen großen Rat hielten, welche Speisen angerichtet und in welcher Folge sie aufgetragen werden sollten. Im besseren Zimmer war aus den mit Blumen bemalten Truhen das nötige Weißzeug für die Hochzeitstafel, sowie die feine blütenweiße Leibwäsche herausgelegt worden. In dem geöffneten mächtigen Eichenschrank, der zierlich mit Ebenholz ausgelegt war, hingen die schwerseidenen, großgeblühten Festkleider. Auf einem kleinen Tische aber, — über welchem ein großer, mit einem Bibelspruch geschmückter Spiegel die Wand zierte, — waren kostbare Frauengürtel, Hestel und Haarnadeln, breite Silber- und Goldborten und allerlei Spitzen und Bänder zurechtgelegt; auch ein feiner schwarzer Saumborten, wie ihn sächsische Jungfrauen auf dem Haupte tragen, fehlte dabei nicht.

In ihrem Stüblein daneben endlich saß Katharina, des Ratsmannes Felsner einziges Kind, von Blumen aller Art umgeben, in trautem Gespräch mit einer Jugendfreundin, die ihr behilflich war, aus halberblühten Rosen und Myrthen einen Kranz zu winden. Es war kein Zweifel: das Felsnerische Haus rüstete zu einer Hochzeit und all' diese Vorbereitungen konnten nur Katharinen gelten.

Und so war es. Katharina war die glückliche Braut des edlen und mannhaften Sellendorf. Innige und reine Liebe hatte die beiden schon seit Jahren mit einander verbunden. Vor wenigen

Monden war Sellendorf aus Deutschland zurückgekehrt, wo er auf den Hochschulen Prag und Wittenberg eine tüchtige Bildung genossen hatte. Und nun sollte der Liebenden heißester Wunsch erfüllt werden.

Morgen sollte der Brautkranz auf Katharinens Haupt prangen; an ihrer Seite wollte der glückliche Sellendorf nun mit verdoppelter Lust seine Kraft weihen dem Dienste der Vaterstadt. Auch der alte Felsner hatte den Tag herbeigesehnt, an dem sein geliebtes Kind einem Manne angetraut würde, den er hochschätzte wegen seiner männlichen Tugenden und von dem er hoffte, daß er ein starker Schirm sein werde dem ganzen Hause in jenen wirrvollen Zeiten.

Soeben war Sellendorf in Katharinens Gemach eingetreten und war von seiner Braut stürmisch begrüßt worden.

In harmlos neckischer Weise griff er ein in die bald vollendete Arbeit und erntete dafür zum Schlusse einen ganzen Blütenregen, den die aufgeräumten Mädchen über sein Haupt ergossen. Da erschien auch Vater Felsner in der Thür; seine Züge waren aber düster und Unheil verkündend. Mit wehmütigem Nücheln blickte er auf das fröhliche Treiben seiner Kinder. Was mochte vorgefallen sein, daß ein so dunkler Schatten sich lagerte auf das Antlitz des sonst so heiteren Greises? Fragend traten die Kinder ihm entgegen. Felsner strich mit der Rechten über die hohe Stirn und über den langen weißen Bart; dann sagte er mit kaum verhaltener Erregung:

„Katharina, — diese Rosen, die ich mit eigener Hand gepflegt und gepflückt zu deinem Brautkranz, sie werden dein Haupt nicht schmücken. Ehe der Tag erscheint, der dich mit Sellendorf vereint, werden sie verblüht sein. Eure Vermählung muß aufgeschoben werden, bis das drohende Gewitter vorüber-

gezogen ist. — Bãthori ist vor den Thoren der Stadt und begehrt Einlaß!"

Der Name „Bãthori“, dieses einzige Wort war in stunde, die glückliche Stimmung Katharinas mit einemmale zu vernichten. Wie ein graufes Verhängnis legte sich die dunkle Ahnung auf ihre Seele, daß dieser Name ihr Verderben sein werde. Ein Fieberfrost durchdrang ihre Glieder, ihre blühenden Wangen entfärbten sich, das Feuer ihrer Augen erlosch und mit einem Seufzer sank sie bebend in einen Sessel.

Betroffen sahen Vater und Brãutigam einen Augenblick, wie Katharina ihr Angesicht mit den Händen bedeckte, als fürchte sie den Anblick einer furchtbaren Erscheinung. Ihnen war es unerklärlich, daß der bloße Name Bãthoris sie so erschreckt haben konnte. Denn noch war ja nichts zu fürchten. Wohl war der fürstliche Besuch für die Stadt durchaus nichts Erfreuliches, aber der einzelne Bürger, was konnte der viel dabei verlieren? Felsner war in Ehren ergraut; was konnte ihm sein fürstlicher Herr anhaben? Und Sellendorf durfte wohl trauen, daß die Bürgerschaft innerhalb der eigenen Mauern sicher sein werde.

Dem sanftem Zureden der beiden gelang es bald, Katharina zu beruhigen. Ja, sie konnten sie sogar überreden, daß sie zum Empfange des Fürsten mitkomme. Denn es war ausgebaut worden, daß nicht nur der Rat, sondern auch eine Schar von erwachsenen Jungfrauen im Festkleid den Fürsten begrüße, damit er die gute Gesinnung der Stadt erkenne.

3.

Katharina folgte mit stummer Ergebung dem Willen des Vaters, den Bitten des Brãutigams. Aber ihr Antlitz blieb bleich; — die Rosen, die entflohen waren, sollten nicht wieder zurückkehren.

In hellen Haufen war das Volk hinausgeströmt vor die Thore der Stadt. Zitternd und demüthig begrüßte der Bürgermeister an der Spitze des Rates den Fürsten. Kaum würdigte sie dieser eines Wortes und stolz ritt er an ihnen vorüber. Da fesselte ihn der Anblick der Jungfrauen, die zu beiden Seiten des Weges aufgestellt waren.

Das war fürwahr ein selten schönes Bild: so viel herrliche Erscheinungen in dem reichen sächsischen Kleid! Wohlgefällig schweifte sein Auge von einer zur andern und mit gierigem Verlangen blieb es an mancher Gestalt haften. Wehe der Unglücklichen, wenn er vor ihr sein Roß anhielt und dabei lächelnd einem seiner Diener etwas zuflüsterte.

Auch Katharina, immer noch leichenblaß, die fast geschlossenen Augen unbeweglich zu Boden gesenkt, hatte das Unglück, durch ihre ungewöhnliche Schönheit Balthors Aufmerksamkeit zu erregen. Länger als vor andern blieb er vor ihr stehen, in den Anblick der fast leblosen Jungfrau versunken. Vergebens wartete er, daß sie ihre Augen zu ihm erhebe; dann gab er seinem Vertrauten einen bedeutungsvollen Wink, den man nicht mißverstehen konnte und ritt eilig von dannen, seiner Wohnung zu.

Dem besorgten Vater und dem eifersüchtigen Bräutigam waren Blick und Mienen des Fürsten nicht entgangen, und nur zu deutlich erkannten sie, was der Fürst im Sinne hatte. Kaum war der festliche Empfang vorüber und alles Volk wieder auf dem Heimweg begriffen, da ergriff Felsner hastig die Hand seiner Tochter und zog sie, von Sellendorf begleitet, eiligst in sein Haus. Sein erstes Wort, das er mit zitternder Stimme hervorbrachte, war: „Ihr müßt fort! — die Nacht noch! Jetzt gleich müßt ihr fort! — Der Wollüstling hat sein Opfer ausersehen! Flucht oder Tod allein kann dich der

Schande entziehen! — Hörst du, Katharina, Flucht oder Tod! — O Katharina! Katharina! ich werde den Brautkranz auf deinem Haupte nicht glänzen sehen!”

Jetzt erst löste sich die krampfhafteste Erstarrung, in die Katharina bisher gefesselt war, und in einen heißen Thränenstrom ausbrechend, sank sie dem greisen Vater in die Arme. Doch nur einen Augenblick gab sie sich dem Schmerze hin, dann reichte sie entschlossen Sellendorf die Hand und sagte: „Flucht oder Tod, wenn es sein muß!“

„Und nun müßt ihr“, begann Felsner wieder, „beide nach Kronstadt zu entkommen suchen; dort werdet ihr Schutz und Gastfreundschaft finden. Die Bürger der Schwesterstadt werden ihre Rechte und Freiheiten, sie werden die Ehre ihrer Töchter und Weiber besser zu verteidigen wissen. An den festen Mauern ihrer Stadt und dem Mute ihrer Bewohner wird die Macht und Wut des Fürsten zerschellen. — Ist das Ungewitter vorüber und hat es mein graues Haupt verschont, — so werden wir uns fröhlich wiedersehen! — Jetzt kann ich euch nicht begleiten. Ein schwerer Kampf steht uns hier bevor; ich will in diesem Kampfe treu ausharren, wie es immer kommen möge!“

4.

In kurzer Zeit war das Nötigste für die Flucht besorgt. Und da es indeßsen Nacht geworden war, eilte Katharina, von ihrem Vater begleitet, zum sogenannten „Leichenthürchen“, um dort das Freie zu gewinnen. Sellendorf aber sollte, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen, durch das „Heltauerthor“ zu entkommen suchen; und auf dem nahen Gottesacker sollten die beiden zusammentreffen.

Felsner erreichte mit Katharina den Ausgang gerade in dem Augenblicke, als eine starke Wache von Balthorischen

Soldaten herbeikam, um denselben zu besetzen. Rasch entschlossen schob er sein Kind noch unbemerkt zum Thor hinaus, ohne Abschied, ohne den letzten Kuß der Liebe. Sogleich schloß sich der Ausgang und da gab es nun kein Hinaus und kein Herein mehr. Schweigend und düster kehrte der Greis zu seiner Wohnung zurück und ein unsagbares Weh ergriff sein Herz um sein armes Kind, das verschleucht vom heimischen Heerde, hinausirrte in die unheimliche Nacht, bei Sturm und Regen, der jeden in die sichere Behausung trieb. Dazu quälte ihn die Sorge, ob Sellendorf mit Katharina auch zusammen treffen werde. Und diese seine Sorge war nur allzusehr begründet.

Als Sellendorf bei dem Heltauerthor ankam, fand er dieses schon verschlossen und von den Balthori'schen besetzt. Barsch wurde Jederman der Ein- und Ausgang verweigert. Von hier eilte er zur Leichenthür, — aber auch hier wurde ihm der Ausgang nicht mehr gestattet. Ungewiß, ob Katharina die Stadt verlassen oder in das väterliche Haus zurückgekehrt sei, eilte er nach dem Hause Felsners. Auch dieses war von Balthori'schen Soldaten besetzt; doch erfuhr er hier, daß Felsner ohne Katharina zurückgekehrt sei. Von namenloser Angst getrieben, stürzte er nun auf das Elisabeththor zu. Auch von hier zurückgewiesen, lehnte er sich erschöpft und in dumpfer Verzweiflung an die Ecke eines Hauses. Gedankenlos starrte er eine Weile in die finstre Nacht. Doch bald ermannte er sich und überlegte, was nun zu thun sei. Daß er zu keinem der noch übrigen Thore hinauskommen könne, war ihm nun klar. Es blieb nichts anderes übrig, als entweder über die Stadtmauer oder unter derselben einen Weg zu suchen. Das erste mußte er wohl aufgeben, weil es dazu der Hülfe mehrerer Menschen bedurfte und viel Zeit darüber verloren ging. Das zweite war schnell

auszuführen, aber lebensgefährlich. Doch hier gab's kein Bedenken; allzuviel war auf dem Spiele; da mußte rasch gehandelt werden.

Nun führte durch die Stadt ein Kanal, der am obern Ende unter der Stadtmauer hereinkam und am untern Ende wieder unter der Stadtmauer hinausfloß. In Kriegszeiten war dieser Ein- und Ausgang mit eisernen Gittern verschlossen. In friedlichen Zeiten waren sie aufgezogen. Dies war auch jetzt der Fall; und dieser Ausfluß war es, den Sellendorf wählte, um aus der Stadt zu entkommen. Gewöhnlich ist in dem Kanal nicht viel Wasser; jetzt aber war er durch den Regen angeschwollen und schäumend schlugen die Wellen wider die Maueröffnung, kaum daß sich die Wassermasse hindurchzwängte. Schauernd blickte Sellendorf in dieses furchtbare Wasserthor; doch ohne Zaudern stürzte er sich in die kalten Fluten, im nächsten Augenblick war er schon hinausgerissen und glücklich gelangte er ins Freie.

Doch war Sellendorf auf diesem Wege weit abgekommen von dem verabredeten Orte und fast unmöglich schien es, denselben von hier aus zu erreichen. Denn bis hart an die Stadtmauer reichte damals ein weitausgebreitetes Sumpfgelände. Bei Tage und im trockenem Wetter war dies wohl nicht schwer zu durchschreiten. Jetzt aber hatte der nahe vorbeischießende Bibin, der vom Regen angeschwollen war, die ganze Gegend in einen See verwandelt. Sellendorf schreckte vor keiner Gefahr zurück. Mit fast übermenschlicher Anstrengung arbeitete er sich schwimmend und wadend hindurch in der Richtung des Friedhofs, und nach stundenlangem Ringen erreichte er sein Ziel. Doch Katharina fand er nicht. Vergebens streifte er in der Nähe des Friedhofs umher; vergebens ließ er seine bebende Stimme durch die Nacht erschallen: das Rauschen

des Regens und das Brausen des Windes verschlangen den Ruf der Liebe.

Wie ein schneidendes Schwert fuhr ihm jetzt der Gedanke durch die Seele, daß Katharina doch in die Hände Balthoris geraten und seiner grausamen Wollust zum Opfer gefallen sei. Ja, es konnte gar nicht anders sein; wo wäre sonst Katharina geblieben? Ein wilder Grimm ergriff Sellendorfs Herz und seine Rechte drohend zum Nachthimmel erhoben, schwur er, nicht eher zu ruhen, als bis er sein Schwert in die Brust des schändlichen Tyrannen gestoßen, und wenn er darüber sein eigenes Herzblut verspritzte. Er eilte der Stadt zu und warf sich erschöpft an dem Fuß eines Thurmes nieder, um dort den Anbruch des Tages zu erwarten.

5.

Armer Sellendorf! Hättest du ahnen können, wie nahe dir Katharina war, wieviel Jammer wäre von euch abgewendet worden! — Wo war denn Katharina?

Unbemerkt war sie aus der Thür hinauszgetreten und in wenigen Minuten hatte sie gegenüber die Anhöhe erreicht, auf welcher der Friedhof liegt. Damals schloß eine einfache wilde Hecke den Raum ein. Im Vordergrund drängten sich dicht aneinander Grab an Grab, während der rückwärtige Teil wenig benützt und von verwildertem Strauchwerk stark durchwuchert war.

Katharina spähte durch die Nacht, ob nicht der Geliebte nahe, — doch vergebens! Stunde auf Stunde verrann, — er kam nicht. Einmal war es ihr, als ob eine Stimme ihren Namen gerufen; ja sie meinte eine dunkle Menschengestalt zu sehen. Sie rief, sie durchheulte das Gebiet ringsum, — Sellendorf war nirgend zu finden. Hoffnungslos strarrte sie in die furchtbare Nacht hinaus. Was sollte sie in dieser gräßlichen

Einöde beginnen? — Siehe, da öffnet sich plötzlich die Thür in der Stadtmauer gegenüber, Fackellicht fällt durch die finstre Nacht und es treten einige Männer heraus, die Katharina als Balthorische Soldaten erkennt. Da droht Gefahr! Wie, wenn sie ihr auf der Spur sind! Wo soll sie sich bergen? Kein lebendes Wesen ringsum; — nur die Toten können ihr Schutz gewähren vor der Verfolgung der Lebenden. Rasch eilt sie über die Gräber dahin durch das Strauchwerk nach dem Hintergrunde des Friedhofs und findet hier in einem halb versunkenen Grabe, das von dichtem Gesträuch und von einem Grabstein verdeckt ist, ein sicheres Versteck.

Deutlich sieht Katharina das Licht näher und näher kommen; schon vernimmt sie die rauhen Stimmen der Suchenden. Die wilden Gestalten betreten sogar den Ort der Ruhe und leuchten forschend über die Gräber. Da wenden sie sich zur Rückkehr, — es scheint ihnen hier doch zu unheimlich; wie sollten auch Lebende unter den Toten hausen! Bald sind sie wieder verschwunden.

Jetzt weiß es Katharina: ihr Flucht ist verraten und Sellendorf ist in der Stadt eingeschlossen oder schon dem Wüterich in die Hände gefallen. Soll sie ihr Versteck verlassen und nach dem Schicksal des Ihrigen forschen? Ach, da würde sie doch nur in die Hände der Verfolger fallen. Sie will bleiben und an diesem Orte ausharren, vielleicht daß der nächste Tag eine Erlösung bringe. Erschöpft an Leib und Seele kauert Katharina sich in einen schützenden Winkel und mit bebenden Lippen spricht sie ein Gebet, in dem sie inbrünstig all' ihre Lieben dem Schutze des Höchsten befehlt. Für sie hat der Tod seine Schrecken verloren; sie weiß sich überall getragen von der Hand ihres himmlischen Vaters. Leise drückt ihr der Schlummer die müden Augen zu und läßt sie auf Stunden all' ihre Leiden vergessen.

Als der Tag durch zerrissenes Gewölk zu grauen begann, verließ Sellendorf sein Lager und schlich vorsichtig von einem Thore zum andern, um in einem günstigen Augenblick unbenutzt in das Innere der Stadt zu gelangen. Lange war sein Bemühen vergebens; alle Thore blieben gesperrt und Niemandem war es gestattet, aus- und einzugehen. Endlich, als sich die Sonne schon hoch über die dampfende Erde erhoben hatte, öffnete sich das Sagthor. Aber was mußte Sellendorf sehen! Eine Schaar der besten und wohlhabendsten Bürger stürzte heraus, verfolgt von einem Haufen Bãthori'scher Soldaten, die hohnlachend und fluchend auf sie einhieben. In der gewissenlosesten Weise hatte Bãthori diese fleißigen und friedfertigen Bürger ihres Eigenthums und ihres heimischen Heerdes beraubt und so, von allem entblößt, in die Verbannung hinausgejagt. Die Frauen und Jungfrauen aber, die händeringend und mit herzerreißendem Geschrei den Gatten und Vätern gefolgt waren, wurden unter Soldatenspäßen zurückgetrieben.

Betroffen blickte Sellendorf in diesen Jammer, dann aber bahnte er sich behende einen Weg durch die wirren Haufen und kam unangefochten in die Stadt. Niemand beachtete den Dahinstürmenden, denn Bãthori hatte die Stadt der Plünderung preisgegeben und das rohe Kriegsvolk war vollauf damit beschäftigt, in dem Gute der Bürger zu schwelgen.

Sellendorf aber drang unverzüglich in die Wohnung des Fürsten ein, um die Braut unverletzt zurückzufordern, oder sein Rache Schwert in seinem Blute zu baden. Er sollte nicht weit kommen. Starke Wachen standen an den Thüren und als Sellendorf mit Gewalt durchbrechen wollte, versperrten sie ihm den Weg und entwaffneten ihn. Aufgeschreckt durch den Tumult trat Bãthori heraus und sah staunend den seltsamen Austritt. Als

er aber aus den rasenden Reden, mit denen Sellendorf ihn anfuhr, klar wurde, wer dieser tollkühne Sachse sei; da verzog er seinen Mund zu jenem grauenhaftem Lächeln, das Tod und Verderben bedeutete. Auf einen Wink Balthoris wurde Sellendorf abgeführt und im Rathause in einen unterirdischen Kerker geworfen, wo der alte Felsner schon seit dem vorigen Abend schmachtete.

Kaum war nämlich Felsner nach der Trennung von Katharina heimgekehrt, als schon ein Diener Balthoris mit einer Einladung erschien. Sein Herr habe Abendgesellschaft, zu der er auch die schöne Katharina heranziehen wolle und sie solle unverzüglich folgen. Felsner stieg die Bornesröte über diese Schamlosigkeit in die Stirne, aber er bemeisterte sich und sagte, daß seine Tochter nicht mehr innerhalb der Stadt weile, sondern soeben zu einem Freunde auf das Land gegangen sei. Der Bote, der auf Widerstand gerechnet hatte, war nicht allein gekommen. Er öffnete die Thür und sofort traten einige von der mitgenommenen Wache herein, die andern hatten schon alle Ausgänge besetzt. Nun wurden alle Gemächer und Winkel durchsucht, und als Katharina nicht zu finden war und Felsner den Aufenthalt seiner Tochter nicht entdecken wollte, wurde er trotz allem Flehen der Hausleute gefangen genommen und vor Balthori geschleppt. Wütend fuhr ihn dieser an, wie er es wage, dem Wunsche seines Fürsten zuwider zu sein. Aber mit allem Drohen und Schnauben konnte er den standhaften Vater nicht bewegen, den Aufenthalt Katharinas zu verraten. Im Kerker wollte er den alten Hartkopf schon mürbe machen. So kam Felsner in den Kerker, wo ihm am folgenden Tage Sellendorf zugesellt wurde.

Während dessen hatte sich die Lage Katharinas nicht

geändert. Als die Sonne den neuen Tag verkündete, stieg Katharina behutsam aus ihrer düstern Wohnung, um die nächste Umgebung zu durchspähen. Vorsichtig schlich sie bis an die vordere Ecke, um zu sehen, ob nicht Sellendorf oder ihr Vater aus der Stadt herauskomme, um sie aufzusuchen. Die Thür in der Stadtmauer war aber verschlossen und blieb es auch den ganzen Tag. Niemand zeigte sich, als einige Wachen auf der Mauer und den Thürmen. So durfte sie es nicht wagen, den Friedhof den Tag über zu verlassen, da ringsum offenes Feld war und ihre Gegenwart sofort bemerkt worden wäre.

Was konnte sie anders thun, als in ihrem sichern Verstecke auch die kommende Nacht zu erwarten? Bei Tage konnte weder Sellendorf noch ihr Vater ungesehen herüberkommen; und fliehen durfte sie nicht, weil Abends Sellendorf sicher kommen und sie abholen werde. Nach vergeblichem Spähen und Harren schlich Katharina dann wieder zu dem bergenden Grab und sie überwand die Trostlosigkeit ihrer Lage durch die Hoffnung, daß sie bald froh und selig an der Hand des Geliebten diesem Gefängnis entrißten werde.

7.

So schlich der Tag langsam vorüber. Katharina hatte Zeit, dem Treiben ihrer Gedanken nachzuhängen. Bald waren es grauenvolle Bilder des Todes, die die traurige Umgebung in ihrer Seele erzeugte, bald waren es freundliche, liebliche Bilder der Vergangenheit, ihrer schönen Kindheit, ihrer keuschen Liebe, bald frische, rosige Bilder der Zukunft, die sie allen Harm vergessen ließen. Niemand störte sie in ihren Träumen. So neigte sich die Sonne ihrem Untergange. Da plötzlich wurde sie durch nahende Fußtritte und dumpfe Männerstimmen aufgeschreckt. Vom Eingange des Kirchhofs her naheten

vier große, kräftige Männer, auf dem Oberleib bloß mit groben, langen Hemden bekleidet, die ein Gürtel umschloß, auf dem Haupte breitkrämpige Hüte. Sie trugen Spaten und Schaufel und Katharina erkannte sie als die Totengräber. Offenbar sollten sie einem vollendeten Pilger das letzte Ruhebett bereiten. Wem sollte das wohl gelten? — Nur wenige Schritte von Katharina blieben die Männer stehen, stachen schweigend den Raum eines Grabes aus und begannen schweigend die Arbeit. Mit unennbarer Bangigkeit sah Katharina eine Zeitlang der Arbeit zu. Schon wollte sie aus ihrem Verstecke heraustreten und die ihr bekannten Leute anreden; da gewahrte sie zur rechten Zeit einen Balthori'schen Soldaten, der den Totengräbern mit unsichern Tritten gefolgt war.

„Für was für einen Hund grabt ihr dies Loch, ihr weißen Maulwürfe?“ schrie er mit trunkenem Stimm.

Der älteste der Männer, der wohl schon ganze Geschlechter hier zur letzten Ruhe gebettet, blickte von seiner Arbeit auf, und als er den rohen Kriegsknecht vor sich stehen sah, antwortete er in ruhigem Tone: „Ein besserer Mann, als du und dein Vater und dein Großvater und die ganze Brut, die jetzt in unsern Mauern nistet.“

„Oho, du eisgrauer Maulwurf, du! Hast du solchen Respekt vor dem Diener deines Fürsten?“ rief jener hocherzürnt und sprang mit gezogenem Säbel auf den Sprecher zu.

Da standen ihm die vier handfesten Männer mit erhobenen Spaten und Schaufeln entgegen und der Alte meinte:

„Gieb acht, du junger Narr! wir graben einen Schuh tiefer, und es ist Raum auch für dich darin!“ Das wirkte; jener steckte sogleich den Säbel in die Scheide und strich sich den struppigen Schnurrbart, als ob er damit seinen Zorn besänftigen wollte.

„Der Fürst wird euch noch viel Arbeit machen; er will das ganze Sachsenvolk ins Gras beißen lassen“, begann er abermals nach einer Weile.

„Auch für ihn wird noch ein Maul voll übrig bleiben,“ erwiderte der Alte, ohne weiter aufzuschauen.

So war auch der Abend hereingebrochen. Da erschien am Eingang des Gottesackers ein Fackelträger und ihm folgten vier Männer, die schwer an einem einfachen schwarzen Sarg trugen. Schweigend kamen sie heran, stellten ihn an den Rand des Grabes und zogen sich in das Dunkel zurück, um die Ausfertigung des Grabes abzuwarten. Tiefe Stille herrschte; auch der wilde Sohn des Krieges ließ ab vom Gespräche und zog sich zurück; von ferne nur blickte er schein auf das ergreifende Schauspiel.

Da wurde die einförmige Arbeit der Totengräber durch ein leises Gewimmer unterbrochen; — die Gestalt eines alten, gekrümmten Weibes schlich zwischen den Grabsteinen heran und sank klagend mit den Worten auf den Sarg: „Mein Sohn! mein Sohn! — Ist das dein Brautgemach! — das deine Hochzeitsfackel!“ Es war herzerreißend. Solcher Anblick mußte selbst die in ihrer Arbeit gehärteten Totengräber erschüttern. Sie hielten ein Weile inne und man sah, wie mancher von ihnen sich verstohlen eine Thräne vom Auge wischte; ja selbst der rohe Soldat, der gewiß auch für eine Mutter daheim ein besseres Gefühl hatte, konnte kaum seine Nührung unterdrücken.

6.

Raum hatte die ängstlich lauschende Katharina den Jammerruf des gebeugten Weibes vernommen, als sie mit blitzartiger Schnelligkeit empor sprang, also daß die Leute erschreckt vor

ihr zurückwichen. Mit einem furchtbaren Aufschrei stürzte sie hervor und brach ohnmächtig an dem Sarge nieder.

Arme Katharina! Das furchtbarste war über sie hereingebrochen! In dem Sarge lag Sellendorf; das wimmernde Weib war seine Mutter. Vernichtet war mit einem Schlage ihr Glück und ihre Hoffnung; die ganze Welt war ihr zum Grab geworden. Was war geschehen? wie konnte der Vater der Menschenkinder solch' grausame Heimsuchung zulassen!

Ehe die erschütterten Totengräber es hindern konnten, hatte Katharina den Deckel vom Sarge gestoßen. Sie wollte noch einmal sehen das Antlitz dessen, der ihr so teuer gewesen und den nun bald die Erde auf immer in sich aufnehmen sollte. Sie sah — ach! er war es selbst! — in das bleiche, auch im Tode so mannhafte und schöne Antlitz des Beliebten. An seinem Halse gewahrte sie — o Entsetzten — einen breiten roten Ring. Das war das Werk Balthoris! Wenige Stunden, nachdem Sellendorf dem Gefängnis überantwortet worden, hatte Balthori seine Henker hinabgeschickt, um den Verwegenen zu erdroffeln.

Unverwandt starrte Katharina eine Weile auf den Toten, als ob sie der Schmerz in eine Steinsäule verwandelt hätte. Bald aber kehrten Besinnung und Kraft wieder. Die wilde Verzweiflung, die anfänglich ihre Seele zerrissen, wich einer wunderbaren Fassung, — sie hatte ihren Gott gefunden, in dessen Willen sie sich fügte. Rasch drückte sie ihre Mund auf die kalten Lippen des Toten, noch einmal drückte sie ihm die starre Hand zum Zeichen unverbrüchlicher Treue, dann trat sie auf das gramgebeugte Mütterchen und zog es stumm an ihre Brust. Ruhig sah sie den Sarg in die Tiefe des Grabes verschwinden; stille betend vernahm sie das dumpfe Aufschlagen der auf den Sarg fallenden Erdschollen. Und als sich das

Grab mit Erde gefüllt und ein Hügel dasselbe wölbte, da wandte sie sich, um in das väterliche Haus zurückzukehren, leise flüsternd: „Flucht oder Tod!“

Aber jetzt vertraten ihr mehrere von Bãthoris Leuten den Weg. Der Krieger, der Zeuge des sonderbaren Vorfalles am Grabe gewesen, war schnell zum Stadthor hinüber geeilt und hatte einen Offizier mit Wache herbeigeht. Dieser erklärte Katharina, daß sie ihm folgen müsse. Betroffen blickte sie auf; — sie sah ihr Schicksal besiegelt.

Ohne Widerstreben, mit mutigem Herzen folgte sie; — es ging in Bãthoris Wohnung.

9.

Hier wurde Katharina einer ältlichen Frau übergeben, die nicht nur die Leitung des fürstlichen Hauswesens zu besorgen, sondern — wie sich herausstellte — auch die unsaubern Liebeshändel des Fürsten zu vermitteln hatte. Scheinbar teilnehmend und gutmütig kam sie dem geängstigten Mädchen entgegen, bedauerte und tröstete es wie eine Mutter, reichte ihm Erfrischungen aller Art und gab sich alle Mühe, das verschlossene Wesen Katharinas zu öffnen. Dann erzählte sie in überschwänglicher, bestrickender Weise von der Ritterlichkeit des Fürsten gegen die Frauen, von dem wonnevollen, herrlichen Leben an seinem Hofe und pries Katharinas seltenes Glück, daß sie durch ihre bloße Erscheinung die Liebe des jungen und schönen Fürsten im höchsten Grade erregt habe. Die ersten und schönsten Damen des Landes hätten solchen Eindruck auf den Fürsten noch nicht hervorgebracht, und wenn Katharina ihre Sprödigkeit ablege, so werde der Fürst sie und die ihrigen mit seiner fürstlichen Gunst überschütten.

Katharina hörte schweigend zu, — sie erstarrte noch mehr; die ungewohnten Schmeicheleien, deren Sinn und Zweck sie

nur dunkel ahnen konnte, fielen wie ein Eiseshauch in ihre reine Seele, also daß sie kein Wort zu erwidern imstande war. Die Haushälterin, die dieses Schweigen als Zustimmung ansah, wurde zudringlicher. Sie faßte Katharina traulich und kosend am Kinn und warf ihr scherzend vor, wie kindisch es gewesen sei, sich vor dem Fürsten zu verbergen, wie hundert andere ihm mit Freuden in die Arme geeilt seien. Doch werde ihr der Fürst dies nicht übel nehmen; ja diese Sprödigkeit habe seine Liebe zu ihr nur noch mehr angefacht. Sie solle nur in Zukunft ein kluges und artiges Kind sein.

So schwatzte die Frau fort, um Katharinas Sinn zu be-
thören. Aber nur immer fester krampfte sich ihr Herz zu-
sammen gegen alle Verführungskünste, und ein großer Ent-
schluß war allmählich in ihrer Seele zur Reife gekommen.

Da trat ein Diener des Fürsten ein und gebot, daß Katharina ihm unverzüglich zu seinem Herren folgen sollte. Die Jungfrau fuhr entsetzt auf, sie bebte; tiefe Blässe wechselte auf ihrem züchtigen Antlitz mit der Glut der Schamröthe. Unfähig zu folgen, unfähig zu widersprechen, faßte sie wie hilfesuchend die Hand ihrer Wirtin. Diese wies den Diener ab und ließ dem Fürsten sagen, er solle sich noch gedulden; das Mädchen sei noch nicht gefaßt, vor ihm zu erscheinen, und überdies sei sie in einem Anzuge, in welchem sie vor dem Fürsten nicht erscheinen dürfe.

Jetzt erst bemerkte Katharina, daß ihr Reiseanzug durch das Wetter der verfloffenen Nacht und durch den Aufenthalt im Grabe sehr viel gelitten hatte. Sogleich bat sie, es möchte ihr gestattet werden, nach Hause zu gehen, um sich daselbst umzukleiden und noch einmal ihren Vater zu sehen. — Es sollte ihr nicht mehr gegönnt sein, das elterliche Haus zu betreten. Denn schon kam der Diener des Fürsten mit dem Bescheide,

daß Katharina wohl Zeit gelassen werde, sich zu erholen und umzukleiden, aber das Haus dürfe sie nicht verlassen; und ihren Vater werde sie morgen sehen.

Das fiel ihr schwer. Bis morgen war es furchtbar lang. Und wie sollte sie ohne des Vaters Trost und Zuspruch den schweren Gang thun! Thränen bitteren Schmerzes drängten sich in ihr Auge; aber sie bezwang sich, — jetzt durfte sie nicht weich werden. „Flucht oder Tod!“ klang es wieder durch ihre Seele und ruhig und fest sah sie dem Kommenden entgegen.

Ein Diener wurde in Felsners Haus abgesandt, der brachte bald Katharinens Kleider und Schmuck. Es war das volle Brautgewand. Heute sollte sie darin prangen an Gottes heiligem Altar, — aber Bräutigam und Brautgemach hatten sich furchtbar verwandelt!

Dienstfertig war die Wirtin bemüht, Katharina beim Ankleiden behilflich zu sein und dabei mit leichtfertigem Geplauder die Zeit zu kürzen. Den Fuß umfaßten weiße Atlaschuhe mit hohen Absätzen. Von den Lenden floß ein faltenreicher großgeblümter Rock von himmelblauer Seide bis an die Knöchel; vorne hing eine reich gestickte weiße Schürze. Den schlanken Leib umgab ein mit Edelsteinen und goldenen Buckeln besetzter Gürtel. Die Brust umschloß ein mit Silberspitzen verbrämtes Leibchen und an den Armen prangte das weiße bauschige Spitzenhemd. Den Hals schmückte eine mehrfache kostbare Perlschnur und das Handgelenk schön gearbeitete goldene Armbänder. Das schlicht gekämmte Haupt, von dem rückwärts die mit roten Bändern durchflochtenen Zöpfe fast bis zur Ferse herabhingen, wurde schließlich von dem reich behängerten Borten bedeckt, welcher mit herrlich strahlenden Vockelnadeln befestigt wurde. An die Hand steckte Katharina einen kostbaren Ring, — es war ihr Brautring.

Mit aufrichtiger Bewunderung sah die Haushälterin zu Katharina empor. Wahrlich das war eine Erscheinung, die einen fürstlichen Thron hätte schmücken können.

10.

So trat Katharina in den Saal, wo Bãthori in lustiger Gesellschaft mit Herren und Damen seines Gefolges an einer reich besetzten Tafel saß. Mit lautem Gelächter und schlüpfrigen Späßen unterhielten sie sich von den Erlebnissen des Tages; — ach, es waren Erlebnisse, die diese Unmenschen belustigte, aber den Einwohnern der Stadt viele heiße Thränen herausgepreßt hatte. Als Katharina an der Thür erschienen und von der ausgelassenen Gesellschaft bemerkt worden war, verstummte plötzlich Gelächter und Scherz, und aller Augen richteten sich überrascht nach der seltsamen Erscheinung.

Die hohe, schlanke Gestalt bewegte sich, langsam dahinschwebend wie ein Geist, durch den Saal. Die Blässe und Ruhe in ihrem Gesicht war beinahe beängstigend; sie schien ein überirdisches Wesen, das dem Grabe entstieg. Und doch war sie so bezaubernd schön und es leuchtete aus diesem Antlitz etwas wie ein Strahl aus einer höhern, unsichtbaren Welt.

Katharina schritt gerade auf Bãthori zu und ihn fest anblickend blieb sie vor ihm stehen. Diese Bewegung und dieser Blick hatten etwas so schauerliches, daß der Fürst unwillkürlich wegblickte. Er stand auf und rückte einen Stuhl zurecht, daß sie neben ihm plaznehme.

Doch ohne eine Bewegung zu machen, hob jetzt Katharina in feierlichem Tone an: „Bãthori! sieh' ich habe mich geschmückt und bin vor dir erschienen! Du hast mir großes Weh' zugefügt; doch will ich dir vergeben; — laß mich jetzt in Frieden ziehen!“

„Das kannst du morgen thun, wenn es dir bei uns nicht gefällt“, erwiderte Bãthori, „doch heute wirst du wohl bleiben; ich habe dir Freude zugebracht“.

„Bãthori! du bist der Fürst des Landes. Seine Unterthanen zu schützen und nicht zu verderben, ist des Fürsten Pflicht. Mißbrauche nicht deine Gewalt, ich beschwöre dich! Laß mich in Frieden ziehen!“

„In der Nähe des Fürsten bist du am sichersten, Katharina! Darum bleibe hier!“

„Bãthori! Schwer verletzt trete ich vor den Richterstuhl des Ewigen, dich anzuklagen! Wie wirst du deine Mißthat verantworten können? — Darum laß mich in Frieden ziehen!“

Mit schallendem Gelächter verhöhnte die Gesellschaft diese Rede. Dem Fürsten aber ward es nicht wohl zu Mute bei diesem Gespräche, trotz seines Leichtsinnes und seiner Gottlosigkeit. Kaum konnte er seine Verlegenheit verbergen, indem er ärgerlich-leichtfertig entgegnete: „Ja Katharina, zieh' hin in Frieden, aber in mein Schlafgemach! Dort will ich dir, dem ernststen Mahner jenes furchtbaren Richters, Rechenschaft ablegen von meinem Thun und Lassen.“

Uebermals erscholl ein widerliches Gelächter, mit dem die Gesellschaft des Fürsten seinen Einfall belohnte.

Ruhig und stolz wandte sich aber Katharina ab und folgte dem voranleuchtenden Diener. An der Thür wandte sie sich noch einmal um und rief in feierlichem Tone: „Bãthori! auf Wiedersehen! Hörst du? auf baldiges Wiedersehen! Dort, — wo ich jetzt hingehe!“

Ei, wie ganz anders klang das jetzt — und ganz zufrieden rief der Fürst ihr wohlgefällig nach: „Gewiß, schöne Katharina, bald, recht bald!“

Noch einige Zeit verweilte der Fürst bei den Freuden der

Tafel, dann aber brach er auf und eilte in sein Schlafgemach. Duster brannte das Licht auf dem Tische und Katharina lag regungslos auf dem Ruhebett hingegossen. Verwundert, sie schlafen zu finden und entzückt über die herrliche Gestalt, beugte er sich zu ihr hinab und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Doch bebend, fast ausschreiend, prallte er zurück. Was war das? Die Lippen, die er küßte, waren kalt, wie der Hauch des Todes.

Sich ermannend, holte er das Licht. Er faßte die Hand an; auch diese war kalt. Kein Zeichen des Lebens; aber auch kein Merkmal des Todes; wie einen schlummernden Engel sah er sie vor sich hingehaucht. Er ruft. Frauen erscheinen, und da sie Katharina für ohnmächtig halten, gehen sie eufsig daran, sie ins Leben zurückzurufen. Da bemerken sie an der linken Brust einige Blutstropfen. Und als man den Busen enthüllt, entdeckt man eine von den großen Vockelnadeln, die tief in die Brust gestoßen das edle Herz durchbohrt hatte. —

So hatte Katharina den noch einzigen Weg gewählt, um der Schande zu entfliehen. — Ein schönes, reiches Familienglück hatte der Fuß des ruchlosen Tyrannen zertreten.

Der alte Felsner überlebte die Vernichtung seines Hauses. Er erhielt seine Freiheit, nachdem der Fürst der armen Stadt das Mark ausgepreßt hatte. Er erlebte aber auch den endlichen schmachvollen Tod des Fürsten und das Wiederaufleben seiner Nation. Aber ihm, dem Vereinsamten, war nur wohl an jenem grünen Hügel, unter welchem seine Katharina schlummerte, die so tapfer für ihre Ehre sterben konnte.

3. Zuversicht.

1. Wie schlimm und trüb der Dinge Lauf
und ob so Manches wankt und bricht,
nie gieb den Mut, die Hoffnung auf,
bewahr die bess're Zuversicht.
2. Wie schwer der Strauß, wie bang die Schlacht,
verzage nicht im Drang der Noth,
gewiß, gewiß, es folgt der Nacht
zulezt ein sieghaft Morgenrot.
3. Kampf war der Heldenväter Loos,
auf sie gerichtet sei dein Blick,
im Kampfe stark, im Leiden groß
bezwangen sie das Mißgeschick.
4. Du aber stemme unerschlaßt
dem Sturm entgegen deine Brust,
und sei im Geist der Ahnenschaft
dir deines Stammes stolz bewußt —
5. Bewußt des Volks voll Herrlichkeit,
deß' Blut in deinen Adern rollt ;
so steh' gewappnet, steh' gefeit
im Sturme, der dein Haupt umgrollt.
6. Ja fühle stolz, weß' Stamms du bist,
steh' ungebeugt und harre aus,
nur wer des eignen Bluts vergift,
versinkt im Völkermogenbraus.
7. Und ob's auch lang verziehen mag,
ein Morgenrot, es bricht herauf,
gewiß, gewiß, ein licht'rer Tag —
nur gieb nicht Mut und Hoffnung auf!

4. Stefanus Filsich, der Sohn des Stadtrichters.

Es war am 21. April des Jahres 1705 an einem Sonntag nach der Vesperstunde. Die „Zinne“ begann bereits zu grünen und die Gärten, die Kronstadt in schönem Kranze umgeben, entfalteten ihren Blüthenschmuck. In der sonntäglich reingefegten Klostergasse, sowie in den übrigen Straßen der Stadt standen und saßen vor ihren Häusern die Bürger in bunten Gruppen: die Männer meist hemdärmelig mit umgehängtem Mente, in Wardenhüten und mit gelben oder roten Tschienien angethan; die Weiber in den reichgefältelten Brokatröcken, die Häupter mit weißen Schleierrüchern gebockelt, manche noch vom Kirchgange her mit dem schimmernden Gürtel um die Hüften. Bisweilen kam die Gasse daher ein Ratsherr, kurzen, knappen Schrittes, in engen Kniehosen, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen, auf dem Haupte den aufgekrempten dreieckigen Hut, an der Seite den Degen — leutselig den ehrfurchtsvoll sich erhebenden Bürgerseuten den Gruß abnehmend. Oder es schritt hin und wieder ein Geistlicher im Dolman, mit den silbernen Hestchen auf der Brust, vorbei, seinen gemessenen Gang mit einem spanischen Stocke begleitend. Auch kaiserliche Officiere sah man durch die Straßen wandeln, die hier und dort zutraulich zu den Bürgern traten und sich mit ihnen ins Gespräch einließen. Im übrigen herrschte tiefe feierliche Sonntagsstille, die weder durch Wagengerassel noch durch sonst irgend ein Geräusch gestört wurde.

Da hörte man die Flügel des alten Stadthores knarren und bald darauf kam aus dem langen, finstern Thorgewölbe ein Reiter zum Vorschein, der auf einem abgetriebenen Rosse langsam in die Straße hereinritt. Die dem Thore zunächst

sitzenden Leute hoben neugierig die Köpfe, um aus der Gestalt und der Kleidung des Ankömmlings zu raten, wer und was der sein könne.

„Der hat ein seltsam Aussehen!“ sprach der Eine, ein gedrungenener, kurzhalstiger Mann, der sein Gesicht auf ein Paar derbe Fäuste gestützt hielt. „Ich gäbe meinen besten Mastochsen, wenn ich gleich wüßte, wer und woher der ist und was er hier sucht in unserer Stadt?!“

„Von weitem muß er kommen, aus fremdem Land!“ bemerkte ein Zweiter; „man sieht's am Schnitt der Kleidung und an seinem fremden Wesen!“

„Kein Deutscher! Kein Ungar!“ fuhr ein Dritter fort, — ein eisgrauer, barhäuptiger Alter. „Der wälische Hut, der geschlitzte Ueberwurf, der dunkle Bart, — der muß ein Hispanier sein oder ein Wälcher!“

„Was Hispanier! Was Wälcher! Ein verkleideter Kuruze ist er, — ich traue nicht! Gewiß wiederum einer von denen ungarischen Edeln, der vom Rakoti herkommt, uns zu ködern und irgend einen Honigfaden durchs Maul zu ziehen! — Was Feines und Vornehmes hat er an sich — hm! Und thut so dreist und vertraut, als müßt er hier schon bekannt sein. Aber sein Pferd blutet — der Sattelgurt ist unten quer durchgerissen . . . He, Herr! euer Gurt hält nur noch an einem Faden! Ihr rutscht herab mitsamt dem Sattel — he!“

Was der Kurzhalsige gerufen, war schon wirklich geschehen. Der Fremde war im Vorbeireiten unversehens heruntergeglitten, dabei jedoch geschickt auf die Füße zu stehen gekommen, während das Sattelzeug lose zur Erde fiel. Zu gleicher Zeit sprangen ihm auch die Nächststehenden bei, um ihm behilflich zu sein. „Ich wette ein Eimerfaß, er ist ein Kuruze!“ flüsterte der Gedrungene. — „Woher des Weges,

Herr?" rief er dann laut auf ungarisch. „Gut, daß euch's nicht auf dem Felde passirt ist!"

Doch wie stuzten die Leute, als der Fremde in reinem Sächsisch zu sprechen begann. „Gi," sagte er lächelnd, so kennt mich denn wirklich niemand mehr? Ist mir's doch, als wären mir viele euer Gesichter bekannt genug!"

„Stefan!" rief da plötzlich eine Stimme von der andern Seite; und ein junger kaiserlicher Fähnrich, der unweit gestanden war, sprang herzu, schloß den Angerufenen ohne Umstände in die Arme und küßte ihn zweimal derb aufs härtige Gesicht. — „Du bist es wirklich, Stefan? Ja, du bist's! — Komm jetzt nur! Komm! Wir haben uns lange nicht gesehen!"

„Gi, der ist wohl . . .?"

„Ja, seht ihr's nun Nachbar Fleischer? Euern Mastochsen und euer Eimerfaß hättet ihr diesmal allbeide verspielt!" sprach der Alte. „Kein Spion, noch Kuruz ist er, sondern ein so guter Sachs wie wir. Und — jetzt fällt mir's wie Schuppen von den Augen: es ist unsers Herrn Richters Filstich jüngerer Sohn! — Gott segne eure Heimkunft. Herr Stefanus! Seid lange, lange draußen gewesen, so daß wir euch schier vergessen; und kehret jetzt heim, geradeswegs wie ich glaube aus deutschen Landen?"

„Nicht geradeswegs; aus Italien komm ich."

„Aus Italien?"

„Aus Italien!" lachte der Fähnrich, „wo die Pomeranzen, die schönen Mädchen und die Maler wachsen. Da hat er, nachdem er die deutschen Hochschulen verlassen, zwei Jahre sich umgetrieben."

„Das sieht man euch an, Herrn Filstich! — Lieber Gott! Hab ich doch beinahe Recht gehabt, da ich eben sagte, ihr

fähet aus wie ein Wälfcher! . . . Heda, ihr Mädchen! Machtet Platz da, und vertretet dem edlen Herrn nicht den Weg! — Ist das junge Gefinde doch immer nur aufgelegt zum Gaffen und neugieriger Augenlust! Was guckt ihr da? Wißt ihr's nicht, was für ein Tag heut ist und daß es verboten ist, im Spielreihen zu gehen? Trollt euch lieber heim und seht in eure Kantorbücher!"

Diese letzteren Worte hatte der Alte, welcher — nebenbei gesagt — das Amt eines ehrsamten Klostersgäßer „Thorvaters“ bekleidete, an eine Schaar junger Mädchen gerichtet, die in ihrem Sonntagskleide daher ziehend, eben auch bei der Gruppe stehen geblieben war. — „Versteht ihr denn nicht sächsisch?“ fuhr er eifriger fort, da sie seiner Aufforderung keine Folge leisteten. „Geht heim, sag ich, und singt lieber einen Psalmen!"

„Wir haben heut in der Kirche genug gesungen!“ erwiderte keck eine Stimme aus dem Haufen und fichernd drängten sie sich vorbei. Der junge Reiter und sein Freund lachten; der Alte aber zog ein strenges Gesicht. „Das hast du gesagt, Kathrinchen,“ rief er; „warte! dafür sollst du Strafe bekommen! — Da seht ihr's, junger Herr, das junge Volk hat eben keine Gottesfurcht mehr, keine Gottesfurcht! An einem solchen Tag, wie der heutige! — Ja, ihr seid an einem traurigen Tag in eurer Vaterstadt eingetroffen, Herr Filschich, denn heut ist gerade der sechszehnte Gedentag jenes großen Jammer- und Unglückstages, der unsere arme Stadt in Schutt und Asche legte, und derothalben auch angeordnet als ein betrauerter Buß- und Betttag für alles Volk! . . . Ja lacht nur, ihr jungen Schnattergänse! Damals laget ihr freilich noch in den Windeln und wußtet nichts davon, wie wir euch aus den Flammen trugen!"

In diesem Augenblick vernahm man aus der Mitte der

Mädchenschaar eine leise lustige Liederweise, welche durchaus nicht nach einem Psalme klang, — dieselbe süße, muntere Stimme, welche soeben dem eifernden Alten widersprochen hatte. „Kathrinchen!“ rief dieser nun drohend und ernstlich böse, „willst du schweigen? oder . . . Komm heraus aus dem Reihen, jetzt hört der Spaß auf! Hieher mit dir! daß wir alle dich sehen und du dich schämst, du trutziges übermütiges Ding! Laßt sie heraus, ihr Mägde, ich befehl's euch! Komm! Hier hebst du zur Straf jetzt diesen Sattel auf und trägst ihn heim ins Thor; und dann heute mit keinem Schritt mehr auf die Gasse! — Ihr, Herr, mögt euch das Zeug morgen abholen lassen.“

Der dickhalsige Fleischer mochte ungern diesen Auftritt sehen, denn er legte seine Hand auf des Thorvaters Arm und murmelte etwas von Unziemlichkeit und Bloßstellen. Die Beforderte aber, eine schlanke blondköpfige Gestalt gehorchte im Augenblick, denn sie merkte wohl, daß der Spaß ein Ende hatte. Sie schlüpfte mit niedergeschlagenen Augen und hocherrötend durch die Menge, hob rasch den Sattel auf und verschwand damit bald in dem nahen Stadthor.

„Habt Dank für euren Freundschaftsdienst!“ nahm nun der junge Ankömmling das Wort; „es hätt' auch anders geschehen können, und ihr hättet drum eurem hübschen Enkelkind — denn das ist sie, glaube ich — den Abend nicht verderben müssen! Lebt wohl! Ich hoffe, wir werden uns von nun an öfters sehen!“

„Das — das Blut am Pferde! So fragt ihn doch!“ flüsterte der Kurzhalsige . . . „He, Herr Richter-Stefan, nehmts nicht zu Ungunst; doch draußen, heißt es, streifen wieder die Kuruzen, und — da! euer Pferd hat eine Streifwunde!“

„Ganz richtig!“ erwiderte der Befragte. „Im Walde jenseits

Beiden stieß ich auf etliche kurußische Gesellen. Und da ich ihnen auswich und das Weite suchte, schossen sie hinter mir drein, wobei denn, wie ihr seht, eine Kugel meines Rosses Weiche streifte. Bald werdet ihr mehr hören! —

Mit diesen Worten nahm der junge Mann sein Pferd beim Zügel, den kaiserlichen Fähnrich beim Arm und beide schritten die Gasse hinauf, dem Markte zu.

„Schöne, lustige Zeit, da wir noch als Brüder Studio selbender zu Jena hausten!“ nahm nun im Weitergehen der Fähnrich das Wort. „Gelt Bruder? eine prächtige unvergeßliche Zeit!“

„Sie liegt hinter mir, wie ein schöner Traum! — In der Stadt Augsburg waren wir noch zuletzt zusammen; da gingen unsere Wege auseinander. Du nahmst Dienste in der kaiserlichen Armee; ich aber folgte meinem Kunstdrange nach Italien.“

„Und scheint durch und durch Künstler und Maler zu sein! Weiß es schon aus deinen Briefen. Doch so ein verdrießlich Gesicht hat sobald nicht einer bei seiner Heimkehr ins Vaterland gemacht, wie du! Und wenn dein Herr Vater nicht gedrängt hätte, du wärest wohl gar nicht mehr heimgekehrt. Ist's nicht so?“

„Mich dünkt, hier ist nicht der rechte Boden für mich.“

„Ich merk es; denn nicht einmal die schönen Jungfern, die uns jetzt umstanden, haben Gnade vor deinen Augen gefunden. Du hast sie ja gar nicht einmal angesehen!“

„Keine Anmut! kein Schwung in der Gestalt! Dazu die schwere steife Tracht!“

„Ich begreife dich. Du siehst eben bloß mit dem Auge des Künstlers! Wir andere nehmen das nicht so genau. Auch

bist du noch wohl von den wälſchen Weibern, von den ſchönen Florentinerinnen her verwöhnt!“

„Alle Achtung vor den Tugenden unſerer ſächſiſchen Jungfrauen! doch jenes bezaubernde, holde Weſen der wälſchen Frauen beſitzen ſie nicht.“

„Nicht? Auch jene nicht, die dir den Sattel aufhub?“

„Die macht — ja, die macht eine Ausnahme! Eine holdſelige Kreatur das, die allein ihre ganze Schweſterſchaft aufwiegt; — Doch ſieh', da ſind wir an meines Vaters Haus. So ſage mir, wie hat er über mein künſtleriſch Streben ſich geäußert? Was meint er dazu?“

„Es gefällt ihm nur halb? noch weniger aber deinem ältern Bruder, dem Magiſter. Doch meinen ſie, du werdeſt ſchon laſſen von dieſen Grillen, ſobald du dich in dein altes Heimweſen wieder eingewöhnt.“

„Grillen! — Eingewöhnt! — Um! Als ob es in meiner Macht ſtünde, von dieſem Triebe, der meine ganze Seele erfüllt und den ſie eine Grille nennen, ſo ohne weiteres zu laſſen! — Kommt! Ich glaube nicht, daß meine Heimat mich auf die Länge behalten wird!“

Und damit traten die beiden Freunde in's Haus, wo alles ſtill war und niemand ihnen entgegenkam.

2.

In einem der obern Zimmer des ſchönen ſtöckigen Hauſes des Herrn Stadtrichters Filſtich befanden ſich zwei Männer. Der eine ſaß in einem hochlehniſgen, mit goldgeprägtem Leder überzogenen Sessel. Vom Alter etwas gebeugt, mit grauem langem Haupthaar und weißlichem Schnurbart, der bis auf einen ſchmalen Streifen wegrasiert war, war es immer noch eine anſehnliche und kräftige Erſcheinung. Der andere, eine ſchwächliche Figur in knappem ſchwarzem Anzug, mit glatt-

rafiertem bleichem Gesicht, lehnte jenem gegenüber in der Wölbung des Fensters. Mehrere der bezeichneten Stühle, die an Lehne und Füßen reiches Schnitzwerk zeigten, dann ein mächtiger Tisch, den ein persischer Teppich bedeckte, und eine hohe bräunliche Truhe, welche mit schön geschnitzten Wappen, Engelsköpfen und verschiedenem Schnörkelwerk geziert war, bildeten die wichtigern Teile der Zimmereinrichtung. An den Wänden hingen einige Gemälde von verstorbenen Ahnen und Familiengliedern, und an der Vorderwand zwischen den beiden Fenstern war in breitem Goldrahmen das Familienwappen angebracht; ein aufgerichteter Hirsch in einem blauen Felde.

Durch die kleinen runden Fensterscheiben fiel der Strahl der Abendsonne herein und beleuchtete Gestalt und Angesicht des Alten, während das Gesicht des Jüngern, der der Sonne den Rücken kehrte, im Schatten war.

Beide waren in tiefes Schweigen versunken.

„Wo bleibt dein Bruder so lange?“ begann endlich der Ältere, indem er sein Haupt erhob und mit einiger Unruhe die großen blaßblauen Augen auf den Gegenüberstehenden heftete.

„Mein Bruder? Stefan?“ erwiderte dieser mit einer feinen, matten Stimme, ohne dabei die gesenkten Augenlider zu erheben. „Wie er sagte, ist er hinausgegangen, das Bild einer Gegend aufzunehmen.“

„Schon wieder malen!“ Und über die Stirnfalten des Alten ging eine leichte zuckende Bewegung.

„Es schlägt ja an und für sich nichts, verehrtester Herr Vater, daß er der Malerkunst sich befleißigt; nur, daß er die Kunst des Pinsels zur Hauptaufgabe seines Lebens macht, und dies auch vor den Leuten nicht verbirgt, — das will mir bedenklich vorkommen!“

„So sollt' er denn wirklich auf seinem Sinn beharren, und kein Amt annehmen, um seiner Vaterstadt zu dienen?“

„So scheint es. Doch — verzeiht, Herr Vater — nach Wälschland hättet ihr ihn nicht hineinlassen sollen. Denn das hat ihm den Sinn verkehrt und ihn abspänstig gemacht dem Heimwesen und aller festen amtlichen Hantierung.“

„Ein Maler!“ seufzte der Alte. „Mein Sohn ein Maler!“

„Ihr habt alleweil eures Sohnes Neigung Raum gegönnt!“ sprach der Jüngere, indem er seine Hemdkrause glättete. „Weil schon euer seliger Herr Vater, der dort im Ratsherrnkleide im Rahmen hängt, sich gerne mit der Kunst des Malens beschäftigte, so liebet ihr's auch dem Sohn hingehen und hattet eure Freude dran. Nun ist er ein Maler!“

„Wenn er nur erst ins Amt zu bringen wäre!“

„Ja, so meine ich auch. Das Malen kann als Passion noch hingehen, und benimmt so nicht die Ehre vor der Welt! Aber Maler von Profession, und nichts als Maler? — Was ist denn ein Maler? Was thut er? Womit dient oder nützt er eigentlich der Menschheit? — Nichts, und wiederum nichts! Und hat darum weder Ehr' noch Ansehn bei den Leuten! Ein Maler ist ein Mensch ohne Gesitt' und Ordnung, eine Ausnahme von der Regel, und wird geacht' gleich denen leichten Gesellen, so als Komödianten oder Musici von heut auf morgen in der Welt herumstreichen. Und zu einem solchen Ausbund scheint leider auch mein Bruder bereits geworden! Raam, daß er sich hat bewegen lassen, sein wälsches Kleid gegen eine ehrbarliche Landestracht zu vertauschen und seinen gräulichen Bart abzuthun!“

„So rate, sag', wie wir ihn zum Amte bringen!“ seufzte der Vater.

Der Sohn aber fuhr in seiner Weisheit fort: „Ja, ein

„Amt! ein Amt! Was giebt es fürtrefflicheres, als so ein rechtes Ehrenamt? Da geht man seinen sicheren Gang und die Leute haben Respekt und bezeigen einem, wo man geht und steht, ihre schuldige Ehrfurcht. Ein Mensch ohne ein öffentlich Amt, — er mag für sich leisten und schaffen, was er will, — der schafft und leistet eigentlich gar nichts. Das giebt erst unserm Leben den Wert und die Weihe!“

„So hilf! Gieb Rat an die Hand!“

„Da hängt das kaiserliche Adelswappen, das eurem Herrn Vater selig die Huld Sr. Majestät des Kaisers Leopoldi verlieh; — eure Söhne sollen es nicht durch unziemliche Hantierung verunehren!“

„Mein Sohn, du bringst mich aufs äußerste!“

„Ins Amt wollt ihr ihn thun? — Schlagt ihm eins vor, dieses oder jenes. Und wenn er nicht will, so laßt ihn laufen.“

„Ich hab ihn immer geliebt, meinen Stefan, denn er ist sonst ein guter, ein trefflicher, ein geistvoller Junge! — Höre mein Sohn Johannes, ich hatte einen Gedanken. Du kennest das Haus des Stadthannen; er hat eine mannbare Tochter, — man hat mir heimliche Anträge gemacht. Ich glaube, eine Heirat müßte alles ins Gleiche bringen.“

Ein spöttisches Lächeln überflog bei diesen Worten das kalte Gesicht des Magisters. „Ich mein' es gut und aufrichtig mit meinem Bruder,“ sprach er; „doch eben weil ich's also gemeine, und mir an seiner und unseres Hauses Ehr' und Nachrede alles gelegen ist, so muß ich jetzt, verehrtester Herr Vater, etwas besonderes zu eurer väterlichen Einsicht bringen. Mein Bruder, euer jüngerer Sohn Stefan, hat bereits ein Liebesverhältnis angezettelt, und zwar —“

„Auch das noch!“

„Und zwar mit einer armen niedern Maid, welche zwar unbescholten von Wandel, und von der Natur mit absonderlicher Schönheit und Holdseligkeit bedacht, doch eben —“

„Mit wem? Wer ist sie?“

„Ihr kennt sie wohl! Sie ist eine Waise, das Enkelkind des alten Seimen, des Thorvaters — das Klosterthrinchen, wie sie's heißen. Auf einer Hochzeit, zu welcher mein Bruder bald nach seiner Heimkunft gerufen war, soll er ihre nähere Bekanntschaft gemacht haben, und seitdem täglich bei ihr im Hause, will sagen im Stadthore, sitzen.“

Während der alte Richter jählings bei diesen Worten aufstand und an seiner geschwellenen Stirnader und an den heftig zuckenden Braunen seine Erregung zu lesen war, trat ein Stadtreiter ein und machte dem Gespräch ein Ende. Er meldete, daß ein starker Skrupelhause in's Burzenland eingefallen sei und daß der kaiserliche Herr Obrist und Stadtkommandant den hochedlen und weisen Herrn Richter zu einer dringenden Besprechung zu sich entbiete.

3.

Fast zur nämlichen Zeit, da im Hause des Stadtrichters zwischen diesem und seinem Sohne dem Herrn Magister Johannes von Filstich, dieses Gespräch stattfand, ging im Klosterthore etwas vor, was der Herr Magister eben berührt hatte.

In einem niedriggewölbten, sehr altertümlichen Gemach des Klosterthores, dessen einziges schmales Fenster nach dem Stadtgraben hinaus sah, der damals mit Wasser gefüllt war, saß ein Mädchen. Sie warf bisweilen ihre Näharbeit, mit der sie beschäftigt war, auf eine nahe Truhe, sprang auf und horchte zur Thür hinaus, die auf einen kleinen dunkeln Gang führte. Dann kehrte sie langsamer zurück und setzte

sich wieder auf eine der breiten Mauerbänke, die zu beiden Seiten der Fensternische aus den dicken Wänden hervorsprangen. Eine Weile schien sie in holdes Hinsinnen vertieft; dann faßte sie träumerisch nach ihrer Arbeit, ergriff aber statt derselben eine große Scheere. Sie beugte sich ans Fenster zu einem Blumenstock und schnitt eine Rose ab, die sie halb unbewußt in ihre blonden Haarflechten steckte. Jetzt mußte sie etwas gehört haben; denn sie hob plötzlich den Kopf empor, lauschte und stand dann mit einem Sprung im Winkel neben der Thüre.

Wirklich hörte man rasche Schritte die Treppe herauf. Jetzt nahen sie auf dem Gang, und jetzt — die Thür ging auf und herein trat eine schmucke Mannesgestalt.

„Stefan,“ rief es da von der Thüre her; und hervor sprang das Mädchen und warf den jungen Mann mit der Rose.

„So versteckst du dich, böses Kind?“ rief der Jüngling; „das sollst du mir büßen!“ Und damit haschte er nach ihrer Hand. Doch die Behende entschlüpfte und neckte ihn, bis sie sich plötzlich in der Fenstervertiefung niederließ.

Der junge Mann setzte sich ebenfalls und steckte ihr die aufgehobene Rose ins Haar. „So,“ sprach er, „da hat sie ihren rechten Platz! Die andern tragen die Blumen zu einem steifen Strauß gewunden vor sich hin in der Hand; du schmückest damit dein Haupt; — daran, du Holde, erkenne ich die Feinheit deines Sinnes!“

„So lobe mich doch nicht schon wieder, und rühme mich nicht, als sei ich besser als die andern! Gott weiß es, ich bin eine der geringsten unter allen und ich begreife nicht, wie du deine Augen auf mich niedrige Magd hast wenden können!“

„Das ist ja eben das rührendste, daß du so demüthig bist und deinen eigenen Wert nicht erkennen willst!“ sprach der Jüngling, indem er sie an sich zog und inbrünstig küßte. „Sprich, wo giebt es ein süßeres, sinnigeres, an Leib und Seele so hochbegnadetes Geschöpf, wie du?“

Da war das Mädchen mit einem Male so merkwürdig still geworden. Sie antwortete nicht. Schweigend senkte sich ihr Haupt und die süße Last ihres Körpers neigte sich nach vorwärts, als sollte sie hinsinken. Sie schien den Laut seiner Worte nicht zu hören, den Druck seiner Lippen nicht zu fühlen. Schlaß und willenlos hing sie da in des Geliebten Arm und nur der leise Atem bekundete ihr vorhandenes Leben. Ein sonderbarer Zustand hatte sie überkommen, als sei ihre Seele abwesend und schweife über fernliegende selige Gefilde.

Nach mehreren Minuten erwachte sie wie aus einem Traum; sie fuhr mit der Hand über die Stirn und schaute den neben ihr Sitzenden an, -- erst mit starrem, wie verlorenem Blicke, der aber bald den Glanz voller Innigkeit wieder gewann.

„Was war dir, Kind? frug jener.

„Nichts. War mir denn etwas?“

Der junge Mann schwieg befremdet einige Augenblicke. Dann ließ er sie los und sprach: „Du bist ein eigenes, ein feltjames Mädchen!“

Sie aber hatte schon all ihre Munterkeit und lebendige Freudigkeit wiedergewonnen. Als wäre nichts geschehen, oder wüßte sie nichts vom Geschehenen, schlang sie nun ihre schönen Arme um seinen Nacken und preßte ihr Haupt heftig an seine Brust. „Sieh!“ rief sie dann inbrünstig, „wie ich dich liebe! O Stefan! Stefan! Was hast du aus mir gemacht!“ —

Da kam ein Geräusch an die Thür; die Liebenden fuhren auseinander. Die Thüre öffnete sich zur Hälfte und herein schaute das breite Gesicht des Fleischers. „Ist der Großvater zu Haus, Kathrinchen? — Nein, wie ich seh', er ist nicht zu Hause!“ fragte und antwortete er sich selber und zog die Thür sachte wieder hinter sich zu.

Das Mädchen aber war ängstlich geworden. „Geh!“ sprach sie bittend. „Damit du's nur weißt: der widerrwärtige Mensch, dieser verwitwete Fleischer, will mir seine Hand aufdrängen. Er spionirt und schleicht und kann uns verraten, wenn er es nicht bis jetzt schon gethan hat! Geh drum, Stefan! Du holst ihn noch ein, und dann sei freundlich zu ihm und thue, als habest du just meinen Großvater gesucht.“

Sie drängte ihn sanft zur Thür hinaus und kehrte dann still in ihr Gemach zurück.

Das Gerücht von der Liebchaft des jungen Filslich hatte sich bald durch die Stadt wie Lauffeuer verbreitet. Gewiß hatte der Fleischer dazu das seine beigetragen. Und trotz der ernstern Ereignisse, die von außen drohten, behielt man Zeit und Lust genug, darüber in der verschiedensten Weise zu zischeln und zu sticheln. „Habt ihr schon gehört vom Sohn unseres Herrn Richters?“ riefen die Bürgerfrauen. „Es ist nicht möglich! „Es ist wider allen Schick und Ordnung!“ — „Der Sohn des Kroner Richters die Klosterthrine?! Ich wüßte nicht, was er just so Schönes an ihr findet!“ sprach, im Spiegel sich besehend, manche Tochter der Vornehmen und rümpfte die Nase. — „Was sie sich einbildet! Ist sie vielleicht besser, wie wir? Am Ende glaubt sie gar, er würde sie heiraten!“ schmälten Kathrinchens eigene Freundinnen. —

„Sein Vater hat ihn schon enterbt und verstoßen!“ versicherten wieder andere. „Und auch mit Recht! Denn hat er ihm darum die vielen schönen Dukaten und Goldgulden geschickt, daß er ihm als Maler dasitze und so einer gemeinen Magd soll nachlaufen?“ — „Ja, ich weiß es!“ flüsternten noch andere, „er will sie mit sich nehmen nach Italia oder Welschland, wie sie's heißen. Woher aber dann Geld, um mit ihr zu leben?“

In diesem Tone gingen die Reden herüber und hinüber; und auch der armen, vielbeneideten Katharina wurde dabei häufig gar unbarmerzig mitgespielt, indem man sie z. B. im Vorbeigehen fragte, ob sie schon bald „Versprechen“ haben werde? ob sie ihre Aussteuer schon fertig habe u. dgl. mehr, so daß das arme Kind sich bald nicht mehr über die Gasse traute.

Doch war das noch lange nicht das schlimmste! Mehr als dieses Gerede, das Neid und Klatschsucht bei so unerhörten Veranlassungen immerhin hervorbringen, war für den Sohn des Stadtrichters der Wandel der öffentlichen Meinung, die sich gegen ihn kehrte. Zwar kümmerte ihn, der als Künstler über die engen, kleinlichen Verhältnisse daheim erhaben war, wenig, was die Leute von ihm hielten. Er war stark genug, um seiner Liebe willen, die ihn so sehr beglückte, alles zu ertragen. Doch blieb dabei immerhin etwas Peinliches, Drückendes, das auch sein unbefangener Sinn empfinden mußte. Sein Ruf war so gut wie vernichtet. Wenige Wochen, so wichen ihm die Leute aus und zogen sich fremd und kalt von ihm zurück, — die nämlichen, die ihm bisher sehr zugethan waren und sich geehrt fühlten, mit ihm Umgang pflegen zu dürfen. Kurz, man achtete ihn alsbald für einen absonderlichen Menschen, der die ordnungsmäßige Welt vor den Kopf

stöße und in unvernünftiger Weise sein Ansehn und seinen Wert verschleudere für — eine dumme, unbegreifliche Liebchaft.

Und die böse Welt, sie hatte nicht ganz Unrecht. Denn — nach damaliger Anschauung — hatte Stefan durch seine standeswidrige Liebchaft eine Sitte jener Zeit beleidigt, die sonst von Jedermann auf das peinlichste beachtet wurde. Und dann hatte er durch die Weigerung, bürgerliche Dienste zu nehmen, das Bürgertum gegen sich aufgebracht, weil die Vaterstadt ein Recht hatte, seine Dienste als eines hervorragenden Sohnes derselben für sich in Anspruch zu nehmen. Er hatte somit eine Schuld auf sich geladen, für die er freilich wenig konnte; aber es war und blieb eine Schuld, weil die Welt ein Recht hat auf den Einzelnen und zwar mehr, als der Einzelne auf die Welt.

Am meisten erbittert war man in den „Herrenhäusern“, besonders in solchen, wo sich zufällig auch eine Tochter befand und man insgeheim auf den Sohn des reichen und adeligen Stadtrichters gerechnet hatte. In diesen Kreisen war ein förmlicher Aufruhr entstanden. Man überließ den alten Richter und eiferte gegen den unerhörten Fall, der das Ansehen aller fürnehmen Familien bedrohe. Dem müsse ein Ende gemacht oder die Sache so gewendet werden, daß der Sohn noch beizeiten aus jenen unwürdigen Schlingen befreit und für die bessere Gesellschaft gerettet würde. Mehrere boten ihre sofortige Mithilfe an, und so wurde denn bald zwischen dem Richter, seinem ältern Sohne Johannes und etlichen andern Herren ein Plan ausgedacht, der zunächst zur Auflösung des so anstößigen Liebesverhältnisses führen sollte.

4.

Die damalige Zeit steckte — bis in die höchsten Kreise hinauf — noch tief im Aberglauben. Ganz allgemein war

der Glaube an Hexen und Zauberwesen verbreitet, und steif und fest schrieb man den Hexen allerlei Unheil zu, die sie mit geheimen Zauberkünsten, Liebestränken u. dgl. anzurichten imstande sein sollten. Und da war man denn auf den unheilvollen Gedanken gekommen, solche unglückliche Weibspersonen, die als Hexen verschrien wurden, in besondern „Hexenteichen“ zu „schwemmen“. Merkte man an ihnen besondere, auffallende Erscheinungen, so wurden sie der Zauberei verdächtigt und verfielen dem Gericht. Mit kreuzweis gebundenen Armen und Füßen wurden sie ins Wasser geworfen. Man nannte dies die „Gottesprobe“. Sank die Hexe unter, so war sie unschuldig; blieb sie oben auf dem Wasser, so war sie schuldig und wurde ertränkt. In Kronstadt befand sich dazumal der „Hexenteich“ zwischen dem Schwarzgässer Thor und der Blumenau.

Des Thorsvaters Seimen Enkelkind hatte nun so ganz eigentümliche Zustände, die man sich nicht erklären konnte. War es das Uebermaß des Glückes, das auf sein zartes Nervenleben so betäubend wirkte; war es das Sorgen und Bangen für die Zukunft, die sie auf Augenblicke alles um sich her vergessen ließ, so daß sie wie geistesabwesend darsaß, — genug, diese Zustände wiederholten sich bei dem sonst so gesunden und lebensfrischen Mädchen seit ihrer Bekanntschaft mit Stefan mehrmals, auch wenn sie allein war.

Der Nachbar, der Fleischer, der ihretwegen sich im Hause öfter zu thun machte, hatte sie auch in diesem Zustand getroffen — und das war ihm aufgefallen. Er sprach davon bei Bekannten. Das Gehörte wurde herumgetragen, entstellt, vergrößert, — und bald ging das Gerede: Das Klosterthrinchen habe Gesichte und gehe mit bösen Geistern um. Die Märe war bis zu den Ohren des Richters und seiner

Freunde gedrungen. Das kam nun wie gewünscht und darauf stützte man den verabredeten Plan.

Katharina soll vor Gericht gezogen, für eine Hexe erklärt und angeschuldigt werden, als habe sie durch böse Zauber- und Teufelskünste den Sohn des Richters bethört. Dadurch mußte ihr Ruf vernichtet werden; und gelang dies, so hatte man gewonnen.

Damit aber des Richters Sohn sich bei diesem Prozesse nicht hinderlich dreinlege, so mußte er auf einige Zeit von Kronstadt entfernt werden. Auch hiezu fand sich schicklicher Rat.

Es war nämlich um diese Zeit eben der sogenannte „Kuruzenkrieg“ ausgebrochen. Franz Rákoty II. hatte sich gegen die Herrschaft Oesterreichs, die seit Kurzem zurückgekehrt war, erhoben und einen Aufstand zunächst in Ungarn entzündet, der sich bald auch über Siebenbürgen ausbreitete. Bald artete derselbe in einen wilden, regellosen Bürgerkrieg aus, der das Land von einem Ende bis zum andern durchtobte.

Die Sachsen hielten fest an dem deutschen Kaiserhause, während die ringsum wohnenden Szekler und Ungarn dem aufrührerischen Rákoty angingen. Die festen Sachsenstädte waren die sichern Stützpunkte, von wo aus die Kaiserlichen im Vereine mit den treugefinnten Sachsen dem Feinde entgegenwirken konnten. Auch die wichtigeren Burgen und Kastelle wurden durch kaiserliche Soldaten und wehrkundige Stadtbürger in kriegsmäßigen Stand gesetzt. Und so wurde auch die Törzburg, die die Kronstädter am Törzburger-Passe besaßen, mit einer Besatzung versehen.

Zum Haupt und Gebieter der Törzburger Besatzung aber ernannte der fürsichtweise Rat von Kronstadt — auf Betrieb etlicher Herren — niemand andern, als Stefanus Jilschich, den Sohn des Stadtrichters.

5.

So war die Luft rein und die besorgten Angehörigen des ahnungslosen Stefanus konnten ihr Zerstörungswerk beginnen. —

In einem Zimmer des Rathhauses, um einen erhöhten Tisch, der mit grauem Tuch behangen war, saßen vier Richter. Vor ihnen stand ein junges Mädchen.

Das Zimmer hatte ein düsteres, unheimliches Aussehen. An der Wand erblickte man das Bild der strafenden Gerechtigkeit, mit verbundenen Augen, in der Linken die Wage, in der Rechten das bloße Schwert. Auf dem Tische lagen Bibel und Gesetzbuch. Seitwärts standen an einer niedern Thür, schweigend und in sich gefehrt, zwei Gefängnis-knechte.

Das Licht fiel in einem schrägen Streifen durch ein hohes Fenster und beleuchtete scharf die Gestalt des Mädchens, während der übrige Raum in dämmeriges Halbdunkel gehüllt war.

„Anna Katharina Welmesin!“ begann einer der Richter,

„Du bist also deiner Liebe zum Herrn Stefano Filsstich geständig?“

„Ja!“ antwortete die Gefragte.

„Und du gestehst auch seine Liebe zu dir?“

„Ja!“

„Das heißt: du gestehst, daß des Richters Sohn, seitdem er dir genahet, in seinem Geiste verstrickt, verrückt und ganz wunderbarlich verwandelt ist?“

„Ich gestehe, daß er mich liebt.“

„Hum! — Du bist eine niedrige, einfältige Magd, und er ist ein hochgeborner erleuchteter Herr! — Es ist zwar auch sonst noch fürgekommen, daß fürnehme Standesherrn mit niedrigen Personen sich in verliebte Gemeinschaft eingelassen

haben; doch geschah solches nur aus eitler Fleischeslust. Wo aber solche Lieb eine ernstliche Gestalt gewinnen wollte, da ging es nicht mehr mit den rechten Dingen zu! Denn wie könnte auch ein junger Herr sich um einer gemeinen Maid willen vergessen, — er wäre denn durch des Teufels List und Fallstricke gelockt und gefirret worden? — Anna Katharina Welmesin! Du bist eine Dienstbare des Teufels! Du hast durch böse Zauber- und Satanskünste den Sohn des Herrn Richters verführt, auf daß er dir zu Willen sei und du ihn habest zu deinem Eigenthum!“

„Ach,“ sprach das Mädchen, indem es das Haupt senkte und die Arme über der Brust kreuzte, — „Gott weiß es, ich hab ihn nicht verführt!“

„Lästre nicht Gott durch Anrufung seines heiligen Namens! — Anna Katharina Welmesin! Du unterhältst mit dem Satan heimliche Gemeinschaft! Der Satan hat dir die Macht gegeben, den edlen und fürnehmen Stefanum seiner Vernunft zu berauben und vom rechten Wege abtrünnig zu machen! — Willst du nichts reden? — So holet die Zeugen!“

Auf des Richters Wink öffnete einer der Knechte die Eingangsthür und herein traten drei Personen: Der Fleischer, gefolgt von einem Manne und einer ältlichen Frau.

„Simon Gaizer!“ wandte sich der Richter dem zuerst Eingetretenen zu, — „einer ehrsamten Fleischerzech ordentlich einverleibter, verwittibter Meister und wohl angesehener Bürger dieser Stadt Kronen! . . . Nachdem euch vorliegender Fall bewußt und ihr selber Veranlassung gegeben zur obrigkeitlichen Führnahme desselben; so sollt ihr nun hier mitsamt den mitgebrachten Personen Red und Zeugenschaft ablegen und solches mit eurem Munde bekräftigen und beschwören!

So befrage ich euch im Namen des dreieinigen Gottes

und im Namen dieser Richter: welche Zeichen habt ihr an dieser Person, der Anna Katharina Welmesin gesehen?"

Der Fleischer antwortete und sprach: „Ich sage aus und bekenne, daß ich diese Magd, meine Nachbarin, zu unterschiedlichen Malen in einem seltsamen Zustande betroffen, wie er an andern Menschen niemals zu sehen, in einem Zustand, wo sie aus ihrem gewöhnlichen Wesen völlig herausgerückt, weder die anwesenden Personen mit ihren Augen gesehen, noch deren Reden mit ihren Ohren gehört oder mit ihrem Munde beantwortet!“

„Und wie habt ihr euch diese Zeichen erklärt?“

„Ich kann sie mir nicht anders erklären noch auslegen, als daß die Klosterthrone zu solcher Zeit Gesichte hat oder Eingebung und Zuflüsterung erhält — woher und welcher Art? das mag der höchste Gott wissen!“

„Hörst du's Katharina? — Und was habt ihr gesehen, Martha Seimenin?“

„Ich sage aus und bekenne,“ antwortete das Weib, „daß ich die Klosterthrone in demselben Wesen und Zustand, wie mein Geschwisterkind hier, der Fleischer, noch verwichenen Dienstagabend auf einem Stein am Graben sitzend gefunden habe. Gott schenke mir ein selig Stündlein — sie hielt Zwiesprach mit dem Bösen!“

„Hörst du's Katharina? — Das sind unbescholtene, gottesfürchtige Leute, die da so hart wider dich zeugen!“ sprach der Richter, indem er nun auch dem Dritten das Zeugnis abnahm und sie dann einzeln ihre Ausfagen beschwören ließ.

„Und was hast du auf dieser ehrbaren Leute Zeugnis zu erwidern?“ fuhr er dann zur Angeklagten gewendet fort.

„Gieb Antwort! Bring Gegenbeweise!“

„Mein alter Großvater, der mich in christlicher Demut —“

„Dein Großvater kann hier nicht zu deinen Gunsten zeugen; er ist dein nächster Blutsverwandter!“

„Ach“, seufzte das Mädchen, und ein leuchtender Gedanke flog über ihr Angesicht; — „wenn er mir jetzt beistünde! . . . Doch nein! Ihm würden sie ja am allerwenigsten glauben!“

„Du schweigst? Du kannst kein Gegenzeugnis vorbringen?“

„Ich bin unschuldig! Gott ist mein Zeuge!“ rief mit emporgehobenen Händen das Mädchen.

„So sagen sie alle, die in der gleichen Ursach vor diesem Gerichte stehen, wie du; und dennoch beweist hernach die Gottesprobe fast immer, daß sie schuldig sind!“

Ein Strom von Thränen brach über des Mädchens Wangen, als es von der schrecklichen „Gottesprobe“ hörte, der auch sie verfallen sollte; ihren Körper überflog ein leises Zittern, und Trost und Hilfe suchend richtete sich ihr Auge nach oben.

„Das Auge der Gerechtigkeit darf sich nicht blenden lassen durch den Anblick der Thränen und der Jugend!“ nahm jetzt ein zweiter Richter das Wort; „Kathrinchen, sei geständig, und es kann noch ein gutes Ende gewinnen!“

„Ach, wie soll ich gestehen, wovon ich nichts weiß? Ich weiß aber von gar nichts anderem, als daß mich bisweilen ein Gefühl unsäglichen Glückes überkommt, seitdem ich ihn liebe; und dann ist mir's, als ob ich auf Augenblicke der himmlischen Last erliegen sollte.“

„Du lügst! Du lügst! denn in solchen Augenblicken stehst du vielmehr unter dem Banne des Teufels! Da giebt er dir dann Rat und Mittel, wie du den Junker bethören und ihn nur immer fester verstricken und an dich binden mögest! Doch, Gott sei gedankt, es sind für den Junker noch andere

Jungfrauen zuwege! — Und auf der Hochzeit? He? Auf einer Hochzeit hat der Junker aus einem Becher getrunken, den du zuvor mit deinen Lippen berührt — he! Da hattest du ihm den Liebestrank gemischt!"

Das hab ich gesehen, Herr Stadthann!" rief das Weib; „ich und noch viele andere! Und als der junge Herr den Trunk gethan, da war er wie verhezt und betredelt und nicht mehr von ihrer Seite zu bringen bis an den lichten Morgen! Gott schenk mir ein' felig Auferstehung — es war der Liebestrank!"

„Gestehe! Gestehe!" riefen die übrigen Richter, „es wird zu deinem Frommen sein!"

„Nerk auf und höre!" sprach der Vorige. „Es ist in unserem Räte beschloffen, daß, so du deine bisherige Gemeinschaft mit dem Satan reumütiglich bekennst, sodann allem fernern abscheulichen Umgange desselben feierlich entsagest; ferner aber — und dies nimme wohl zu Gemüt! — so du endlich versprichst und gelobest, daß du hinkünftig den Junker nicht nur nichtmehr willst locken und an dich ziehen, sondern ihn vielmehr seiner Fesseln gänzlich entbinden, in deinen Gedanken ihn vergessen und abtöten — ihn abläugnest abwehrest, abtreibest und von dir stoßest, und auch den letzten Faden dieses sträflichen Bandes zerreißest und abschneidest: so soll dir geholfen sein, und du in Anbetracht deiner Jugend und anderer Umständ anitz mit einer milden Buß und Straf davontommen. — Wo nicht, so soll wider dich verfahren werden, gleich wider alle verstockten Dienerinnen des Satan, nach des Gesetzes Schärfe!"

Das arme Mädchen stand wie gelähmt, ratlos und sprachlos.

„Ich frage dich zum letzten Male: willst du zwei Be-

dingungen erfüllen? Willst du gestehen, daß du den Junker verführet? Willst du deine Liebe zum Junker abschwören?"

Sie schüttelte düster das Haupt und schwieg.

„So führet sie in die Kammer!“

Auf des Richters Geheiß näherten sich die beiden Schergen und führten die Schauernde in's anstoßende kleine Gewölbe. Doch der Richter winkte den einen zurück. „Nicht die Daumenschrauben!“ flüsterte er; „legt sie nur in den Vock!“ —

Die Thüre hinter der Angeklagten hatte sich kaum geschlossen, so öffnete sich gegenüber die andere. Stefans älterer Bruder, der Magister, trat ein, — bleich wie immer, feingeläutet, schwarz, knapp, leiseauftretend.

„Sie läugnet?“ flüsterte er, den Vorsitzenden höflich beiseite ziehend. „Sie will nicht bekennen?“

„Wie ihr wohl von draußen vernommen habet!“

„Hm! Mich dünkt, es müssen strengere Mittel versucht werden! Ich mein es gut mit meinem Bruder; — hm! und — eure Tochter, fürsichtweiser Herr! Und die Ehre und der Ruf des Filstich'schen Hauses!“

6.

Es war ein drückend schwüler Augustabend. Ein falber Dunstflor lag unbeweglich über der Gegend von Törzburg, und über den nahen Felskamm des Königsteins sah man dunkle Wolkenmassen herüberziehen. Aus dem Gewölk zuckte es bisweilen hell auf wie Blitzeschein und leise und dumpf hallte der Donner nach.

In dem kleinen, halbrunden Gemach eines Turmes, welcher dem Hochgebirg zugekehrt war, saß ein junger Mann, die Hände aufs Schwert gestützt, sinnend vor sich hinblickend. In den Schießcharten der äußern Wand lehnten schwere

Hafenbüchsen und alles schien bereit, den drohenden Feind zu empfangen.

„Warum sie denn eigentlich gerade mich ausersehen haben zu diesem Posten?“ sprach er halbblaut vor sich. „Nach meinem Geschmack ist es nicht; — doch die Noth, das Vaterland, die Ehre! Ja, mein Vater hat Recht! Ich bin ja doch ein Kind dieser Stadt, — ich durfte, ich konnte es nicht von mir weisen!“

Und wieder versank er in schweigendes Sinnen.

„Wie seltsam doch!“ begann er dann wieder. „Wo hätte ich das jemals geahnt? — Ich kehre heim aus einer Welt des Schönen, wo heiter und schön das Leben mir lacht und die Kunst, die lehre und herrliche, das ganze Leben durchstrahlt; wo die schöneren Menschen sich schöner und freier bewegen, und dem Künstlerauge nur Anmut und Reiz aus Allem entgegenprojicirt; — von den Werken der unsterblichen Meister kehre ich heim, hieher in meine Vaterstadt, zu meinen Volksgenossen, die ich zwar achte und schätze, unter denen ich jedoch nicht verstanden werde, unter denen mein hohes Streben keine Nahrung, keine Befriedigung finden kann! Und hier, wo ich mich so fremd und verlassen fühle, gerade hier fesselt mich nun ein Mädchen, daß ich mich seines Zaubers nicht erwehren kann und darüber alles vergesse, was einst meine Seele erfüllte! . . . Es ist mir klar geworden: wenn einmal das deutsche Weib mit seinem herrlichen deutschen Gemüthe noch Anmut und Reiz verbindet, — dann überstrahlt es alle übrigen Frauen der Erde!“ —

Da öffnete sich die Thür, und vor ihm stand, bestäubt und schweißtriefend, der Fähnrich.

„Du bist es? Du kommst von Kronstadt?“ rief der Süngling auffahrend.

„In dieser Minute.“

„Du bringst mir Nachricht von ihr?“

„Still, mein Freund! Zuerst antworte auf meine Frage. Sprich: hegst du eine wahre und wirkliche Liebe zu Katharina?“

„Was soll diese Frage?“

„Es ist das erste Mal, daß ich diese Frage an dich richte! So sprich: wo willst du hinaus mit deiner Liebe? Hast du darüber auch ernstlich nachgedacht?“

Der also Angelassene starrte den Freund erst lange betroffen an; dann richtete er sich auf und rief: „Was muest du mir zu? Meinst du, ich werde mit diesem Mädchen blos ein schlechtes, leichtfertiges Spiel treiben?“

„Das nicht! Allein — sag, was willst du? Heiraten kannst du sie doch nicht! Hier wenigstens in deiner Vaterstadt kannst du das nicht!“

„O!“ rief der Jüngling, indem er erst wehmütig aufseufzte und dann immer bewegter und leidenschaftlicher fortfuhr: „Das innere Band, das mit dieser Goldseligen mich verbindet, das will die kalte, berechnende Welt nicht gelten lassen. Doch das eine steht fest wie dieser Felsen, auf dem wir hier stehen: daß ich sie wahrhaft und mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe; sie will ich stützen und tragen und nimmer von ihr lassen, so lange ich lebe! — Aber weh über diese Welt! diese Menschen! Sie schätzen mich gering und feinden mich an, weil ich einem Drange folge, den Gott selber in mich legte; sie nennen mich wahnwitzig, weil ich ein armes Mädchen liebe! Bin ich schuld, daß ich zum Künstler geworden? Bin ich schuld, daß es eine gegenseitige Anziehung der Herzen giebt, die man nicht bezwingen kann? Warum wollen, warum können sie mich nicht verstehen?!“

„Ja, das ist eben das furchtbare,“ sprach traurig der

Fährnich, „die Welt, sie hat nun einmal ihre Rechte an uns; ihnen widerstreben, ist immer verderblich für den Einzelnen.“

Der Wind begann um die Lücken zu pfeifen, die Wetterfahnen drehten sich ächzend und öfter erhellten die Blitze das dunkle Gemach. „Höre, Freund,“ sprach jetzt zögernd der Fährnich, „du mußt etwas wissen. — Deine Kathrine ist . . .“

„Was?“

„Deine Kathrine . . . Sie haben die Schuld an eurem Verhältnis ihr aufgewälzt, als habe sie dich verführt. Und um dich und dein Haus zu reinigen von dem schimpflichen Verhältnis — wie sie meinen — machen sie deinem armen Kathrinchen den Prozeß, und . . .“

„Ha! Genug! Wie? Den Prozeß, sagst du!?“

„Vorgestern ist sie zum ersten Mal peinlich verhört worden.“

„Ha! Gräulich! Verhört? Vor'm Hexengericht?“ — Weh, nun errate ich Alles! Also darum haben sie mich hieher gebracht in dieses Felsenest!“

Ein flammender Blitz durchzuckte den Raum und beleuchtete auf einen Augenblick die drohende Gestalt des Jünglings mit den wildrollenden Augen und den starr emporgestreckten Armen. Doch, rasch entschlossen, raffte er sich zusammen und rannte gegen die Thür.

„Was willst du, Wahnsinniger!“ rief der Freund und warf sich ihm in die Arme. „Halt ein! Du darfst nicht fort! Du wirst Verräter an deinem Posten! Und draußen stehen die Kuruzen!“

„Sie — sie haben mich zuerst verraten!“ schrie der Rasende, mit dem Freunde ringend. — Retten will ich sie . . . retten.“ Und damit schleuderte er den Fährnich zurück, und hinaus stürzte er in die flammende Winternacht . . .

7.

Am nantlichen Abend, da dieses hoch oben auf der Dorzburg geschah, ging zu Kronstadt im Erdgeschoß des Rathaus-turmes etwas ähnliches vor. Da saß in einem wohlver-wahrten Gewölbe die arme Katharina. Man hatte, wie wir gleich sehen werden, den Plan gegen sie etwas geändert, um rascher zum Ziele zu kommen.

In einem Winkel, auf einer Pritsche, hatte sie sich zu-sammengekauert. Hätte eine Lampe den Raum erhellt, man hätte sich erschreckt über die Zerstörung, die das Leid der letzten Tage in das Gesicht der Aermsten gegraben. Dieses so heitere, so blühende, so sinnige und holdselige Geschöpf war geknickt. Die entsetzlichen Seelenqualen, die Aussicht auf das nahe schreckliche Schicksal hatten Leib und Seele ver-wustet und Auflösung und Verwirrung schienen das unver-meidliche Ende.

So saß sie, den Oberleib etwas vorgeneigt, die Hände um die aufgezogenen Kniee geschlungen, das Angesicht wie sehnsüchtig harrend zum vergitterten Fenster emporgerichtet. Leise flufternd bewegte sie zuweilen die Lippen, und manch-mal klang schwermütig-gedämpft ihr Lied durch den öden Raum :

„Wie ich nach dir mich sehne
so schmerz und leidenvoll!
Weiß nicht, wie diese Liebe
für mich noch enden soll!“

Und dann wieder :

„Nach dir nur heb' ich die Augen
und wend ich Schritt und Tritt —
wer kann es ermessen und fassen,
was ich um dich schon litt!“

So ging es klingend eine Weile, und dann ward sie wieder still und seufzte und stöhnte.

Da kam es wie ein Geräusch an die Thür. Schwere Schlüssel knarrten im Schloß, und der Schein einer Lampe fiel herein in das schaurige Gemach.

Erschreckt fuhr das Mädchen auf. „Kommt ihr schon? Wollt ihr mich holen?“ rief sie den Eintretenden entgegen.

„Nein!“ erwiderte eine bekannte Stimme. „Ich bin es, der Fleischer, der dir nur Gutes will und dich aus deinem Elend befreien!“

„Ihr mich befreien? Der ihr mich selber in's Elend gebracht? — Hebet euch weg von mir!“

„Höre mich an, Mädchen! Ich habe dir wichtige Dinge zu sagen!“

„Du?“

„Ich! Den du verachtest und unsinnig von dir stoßest! Hör an und nimm es zu Herzen! — Ich biete dir hier vor diesen Zeugen nochmals meine Hand an; und auch mein Haus und Hof und all mein Eigentum lege ich in deine Hand als dein eigen. Ich will dich wieder ehrlich machen — aus Liebe! So wie ich dich unehrlich gemacht — aus Liebe! Hörst du? Hörst du? Und morgen schon sollst du frei ausgehen, wenn du nur versprichst und „ja“ sagest!“

Mit Staunen, Abscheu und Entrüstung hörte das Mädchen diese Rede. Hoch richtete sie sich auf, mit flammenden Augen ihn durchbohrend, trat sie vor ihn hin und rief: „Siehst du?“ Siehst du, du Schändlicher?! Sterben will ich, aber dein Weib werden — nimmer!“

„Kathrine! Ich hab dir noch nicht alles gesagt! — Du verläßt dich umsonst auf des Stadtrichters Sohn; du harrest

vergebens! Man hat ihn heut aus einem Scharmützel herein-
gebracht; — er ist tot, dein Geliebter — tot.“

„Lügner!“ rief das Mädchen, grell auflachend. „Meinst du, ich würde dir glauben?“

„Wenn nicht mir, so sollst du deinen eigenen Augen!“

Damit zog der Fleischer die übrigen hinaus in den Gang und lehnte die Thür hinter sich an. — „Sie muß es glauben!“ flüsterten sie da untereinander. „Auf diese Täuschung kommt jetzt alles an! Erst wird sie sich verzweifelt geben; doch dann giebt sie sich drein. In zwei, drei Tagen wird Hochzeit sein — so ist es ausgemacht — und dann kann Herr Filsstich kommen. Es ist zu spät, denn sie ist euer Weib!“

„Tragt ihn hinein!“ rief laut der Fleischer. Und auf sein Geheiß ward ein Leichnam in die Kammer getragen und inmitten des Raumes auf den Boden gelegt. Gestalt, Kleidung, Haupthaar und das blutig entstellte Gesicht, alles glich dem Aussehen Stefans. — Das Mädchen wich entsetzt einige Schritte zurück; dann trat sie näher und starrte mit weit-aufgerissenen Augen auf den Toten. Der Fleischer leuchtete von der Seite. Ein jäher, gräßlicher Aufschrei — und sie stürzte ohnmächtig über den Leichnam zusammen. —

8.

Drei Tage nach diesem Vorfall, an einem sonnigen Morgen, saß unweit des Klostershofes an der niedern äußern Graben-
mauer ein junges Mädchen.

Ihr Anzug war unordentlich und mangelhaft. Die blonden Flechten hingen aufgelöst über Nacken und Schulter; die ganze Gestalt schien seltsam zerstört und zerrüttet. Und doch konnte man aus all der Zerrüttung den Schimmer seltener Schönheit und Anmut erkennen.

So saß sie, das verbleichte Antlitz gen Morgen gekehrt,

die glanzlosen großen Augen unverwandt zur steigenden Sonne aufgerichtet.

Jetzt bewegten sich ihre Lippen; einzelne Worte wurden laut, und bald tönte es, halb gesprochen, halb gesungen wie ein Lied:

„Dort hinter'm Berg von Morgen auf,
dort steigt die schöne Sonn' herauf —
Dort ist mein Schatz gezogen.
Er hat gespielt, er hat gescherzt;
er hat gekost und liebgeherzt
und hat mich belogen, betrogen!“

„D nein!“ rief sie auflachend. „Das Lied ist ja nicht wahr! — Nicht wahr! Denn mein Schatz ist mir treu! — ja treu! — Nur ist er gestorben!“ —

Nicht weit von hier, in der Heerstraße zeigte sich bald eine auffallende Bewegung. Mehr und mehr eilten Menschen herbei, bald in großem Getümmel, Soldaten und bewaffnete Bürger, als ob sie zur Stadt flüchteten. Man machte Anstalten, hinter ihnen die Fallbrücke aufzuziehen und das Stadthor zu sperren.

Einige der Leute hatten die Kauernde bemerkt und traten ihr näher. Soeben begann sie wieder:

„Ich sitz auf einem grünen Plan
Und schau zur schönen Sonn' hinan,
die weiß wohl, was ich meine:
Wann kommt der Liebste, Liebste mein?
So frag ich wohl in meiner Pein,
und wein' und wein' und weine!“

Und die letzten Worte erstickten in einem herzerbrechenden Schluchzen.

„Beim Leiden Jesu!“ rief ein hinzugetretenes Weib.
 „Die Klosterthrone hier? — Du armes, armes unglückliches
 Kind!“

„Wollt ihr auch falsch Zeugnis wieder mich ablegen?“
 rief, mit den Händen abwehrend, das Mädchen. „Geh! Geh!
 Ich bin unschuldig!“

„Die Arme muß in der allgemeinen Verwirrung, da es
 heißt, daß die Kuruzen kommen, ihrem Großvater entsprungen
 sein,“ sprach ein Mann. — Wißt ihrs? Der Fleischer Simon
 mit noch etlichen haben in der drittletzten Nacht einen er-
 schlagenen Kuruzen zu ihr in den Turm gebracht, der an
 Gestalt dem jungen Filsstich ähnlich sah, und dem sie über-
 dies von seinen Kleidern angezogen. Darüber ist sie vom
 Verstand kommen. Und so hat man sie gestern herausgelassen.“

„Der Simon! Der Unmensch!“ riefen mehrere. „Es soll
 ihm übel bekommen, dem Simon!“

„Ich habe niemals recht daran glauben können, daß sie
 eine Hex sei!“ sprach das Weib. „Sie war immer so fromm,
 so tugendfame und unschuldig wie eine Taube!“

„Auch ich, auch ich mein es so!“ riefen die andern. „Sie
 ist keine Hex, die Klosterthrone!“

„Ich bin eine Hex, ich bin eine Trud,
 sie woll'n im Teich mich schwemmen —
 o wär ich nur kein so junges Blut — —“

„Nein, armes Kind, du bist keine Hex! sagte mitleidig das
 Weib. „Fürcht dich nicht, man wird dich nicht schwemmen!“

„Glaubt ihrs? Aber wenn sie doch kommen und mich
 holen? — Ach! nur nicht in den nassen Teich! Mich frierts
 so, wenn ich an den Teich denke!“

Sie schüttelte sich und barg sich in das Gewand des
 Weibes. —

„Seht! Seht! Wer kommt da!“ riefen jetzt plötzlich mehrere. Und fast im selben Augenblick stürzte ein hohlwangiger, wildaussehender Mensch mitten in die Gruppe hinein, daß sie entsetzt auseinander wich.

„Kathrine!“ schrie er auf — und lag dann stumm zu des Mädchens Füßen.

— — „Er kommt zu spät!“ rief erschüttert ein Mann.
— „Zu spät!“ wiederholten die andern. — —

„Kathrine! — O du Süße! Goldselige! Du hochbegnadete unter den Weibern! Was ist mit dir geschehen?! — Weh, du schauest mich an und du kennst mich nicht mehr? — O! — Nur auf einen Augenblick, o Herr, erleuchte die Nacht ihrer Seele! — So! Schau mich nur an! Lächle! — Ja, ich bin es, ich, dein Geliebter, dein Stefan, — o, so erkenne mich!“

Sie lächelte mild. „Du bist wieder lebendig worden? — Siehe, sie brachten dich zu mir in den Turm; — da warst du so blutig — so blutig — und so bleich wie jetzt! — Aber geh jetzt, geh! und komm dann auf den Abend. Doch daß dich niemand sieht, sonst werfen sie mich in den Teich!“

Der verstörte Mann streckte in wilder Verzweiflung die Arme gen Himmel empor.

— „Sie kommen! Sie kommen!“ schrie es jetzt heftiger den Weg herauf. Sie haben beim Mühlberg gezündet!“

„Die Kuruzen kommen!“ riefen die Umstehenden. „Laßt uns diese hineinführen!“

Mehrere faßten die Irre und zogen sie eilig mit sich fort.

„Wollet ihr hier bleiben, Herr Filsstich? Man sperrt das Pfortchen!“ riefen sie im Forteil.

Doch der Gerufene hörte nicht. Er stand noch eine Weile regungslos auf der Stelle; dann wandte er sich plötzlich und floh seitwärts gegen die Berge . . .

Drei Vierteljahre später erhielt der Fähnrich einen Brief aus Wälschland mit folgendem Inhalt:

„Mein Freund! Schwerlich wirst du mich noch unter den Lebenden glauben. Aber diese Zeilen sagen es dir, daß ich noch lebe und atme. Ich habe die schreckliche Prüfung überstanden, die Gottes Rathschluß über mich verhängt hat. Freilich — wie? und nach welchen Martern? — Das frage nicht!

Raum weiß ich selber mehr, wie ich nach jenem entsetzlichen Wiedersehen, da ich meine Katharina wahnsinnig fand, von Kronstadt weggekommen bin, — auf welchen Wegen und unter welchen Gefahren ich umhergeirrt und mich hingeschleppt habe. An den nächtlichen Lagerfeuern der wilden Kuruzen bin ich im Fiebertraum gelegen, — an dem Gestümmel der Schlachten bin ich vorüber gezogen; — doch sie haben mir nichts gethan, weil sie mich für wahnsinnig hielten!

Wäre ich damals, als ich von der Törzburg fortstürmte, nicht dem Feind in die Hände gefallen, der mich zwei Tage gefangen hielt, ich wäre vielleicht nicht zu spät gekommen und hätte Katharina ihren Peinigern entrißen. Die Unglückliche! —

Doch es war also verhängt! Und wenn ich jetzt ruhig zurückdenke und prüfe, so muß ich beinahe glauben: es konnte doch zu keinem guten Ende führen. Denn, mein Freund, du hattest Recht: wo hätte ich mit ihr hinaus sollen? Wie wahr und tief ich sie liebte, sie wäre mir doch vielleicht ein Hindernis geworden in meiner Laufbahn, in meiner künstlerischen Bervollkommnung. Ewig aber wird mir der Gedanke

Das Herz abdrücken, daß dieser schuldlose Engel so grausam geopfert werden mußte!

So weit ich selber Schuld trage an ihrem Unglück, — so hab' ich dafür gebüßt — schwer gebüßt! Doch, mein Freund, Gott hat mir Kraft gegeben und mich nicht sinken lassen und so bin ich Herr geworden über mein Schicksal. In der Kunst habe ich Vergessenheit und neues Leben gesucht und gefunden. Der Kunst allein gehört hinfort mein Leben!

Meinem alten Vater übergieb beiliegenden Brief. Er trägt gewiß keine Schuld an Katharinens Unglück, wenn er gleich falschem Räte Gehör gab. Ich zürne ihm nicht, da ich mich jetzt recht wohl in seine Lage versetze, wie er gelitten hat durch meine Leidenschaft zu Katharina. Ich werde ihn lieben und achten bis an mein Ende!

Meine Heimat jedoch will ich nie wiedersehen; nicht weil ich sie hasse, sondern weil ich das traurigste Stück meines Lebens noch einmal durchleben müßte. — — Lebe wohl!

Dein Stefan.

II. Volkserzählungen.



5. In meiner Heimat möcht ich ruh'n.

1. In meiner Heimat möcht ich ruh'n,
wenn ich gestorben bin;
denn nach der Heimat zog es mich
mein ganzes Leben hin.
2. Der Mutterstimme süßen Laut,
des Vaters warnend Wort
hört' ich wie hehren Himmelsklang,
hört' ich an jenem Ort.
3. Der teuern Heimat Flur und Wald
sind mir ein Paradies,
wie ich es nirgends wiederfand,
so freudenvoll, so süß.
4. Die Plätzchen, wo ich froh gespielt,
verklären mir den Sinn.
Und diese Plätzchen gäb' ich nicht
für Kron' und Szepter hin.
5. Und jener Liebe, die einst schlug
die goldne Brücke mir
vom Spiel zu schönem, ernstem Thun,
gedenk' ich für und für.
6. Und für die letzte, ew'ge Ruh'
giebt's nirgends, weit und breit
ein Plätzchen, wie den sonn'gen Rain,
den mir die Heimat heut.
7. Drum in der Heimat möcht ich ruh'n,
wenn ich gestorben bin;
denn nach der Heimat zog es mich
mein ganzes Leben hin.

6. Der Wortmann.

„Da Reichtum, Reichtum muß man in Händen haben; und wenn man den Reichtum hat, so kommt dann von selbst auch Ehre und Ansehen!“ so sprach eines Morgens der Wortmann von T . . . zu seiner Gattin, mit der er nach eben beendetem Frühstück schon seit mehreren Minuten in lebhaftem Gespräche saß.

„Und dennoch,“ erwiderte diese, indem sie den Tisch abräumte und den schweren türkischen Teppich draufrollte, — „wenn man nur sein gutes, ehrliches Auskommen hat, so denk ich, kann man zufrieden sein.“

„Wie du nur wieder redest!“ versetzte der Gatte etwas ärgerlich. „Da war doch meine Mutter ganz andern Sinnes! Die trieb ihren Mann selber vorwärts, brachte Vermögen zusammen und übte Herrschaft im Orte. Dir aber scheint das freilich gleichgiltig und dünkt dir einerlei, ob wir im Markte die ersten sind oder die letzten!“

„Das nicht!“ berichtigte schüchtern die Gattin. „Nur das wollt ich sagen, daß uns zu unserm Glücke eigentlich wenig fehlt.“

„Wenig fehlt? Ei, aber ich sage dir Weib, es fehlt uns viel, sehr viel! Was nennst du denn eigentlich glücklich sein? Sich grad nur Durchbringen und Durchhelfen von einem Tag zum andern? Und dabei weder arm, noch reich, weder gering noch vornehm, weder geehrt noch verachtet? Mein Weib, das heißt bei mir weder gelebt noch gestorben! Ich habe meiner Mutter Sinn, und mein Sinn steht nach Besserem! Und dann“, — wie zu sich selbst redend, fuhr er fort, — „mein Vater war Richter, mein Großvater war Richter, und Richter muß ich auch werden! Meine Familie war achtzig Jahre

die reichste und angesehenste im Orte, — achtzig Jahre, bis sie vor zwanzig Jahren meinen Vater um Macht und Vermögen brachten. Aber ich bin meines Vaters Sohn und will seinen Namen wieder zu Ehren bringen. Ja, das will ich — ich hab es schon hundert Mal gesagt — und ich will es vor der Welt beweisen und wahr machen!“

Die letzten Worte sprach der Wortmann mit einiger Hast und Leidenschaft, wobei er sich in seiner hohen kräftigen Gestalt erhob und mit heftigen Schritten die Länge des Zimmers durchmaß.

„Laß gut sein!“ begann mit begütigenden Worten die Frau, welche nicht mehr zu widersprechen wagte; „laß gut sein, es wird dir nicht fehlen und deine Wünsche werden erfüllt werden. Du hast dir zu helfen gewußt und dich emporgebracht seit deines Vaters Unglück. Du zählst kaum vierzig Jahre und bist Wortmann. Du wirst auch Richter werden und wohl auch wieder zu Reichthum gelangen. Nur — laß dich bitten, Mann, — sei vorsichtig in deinem Thun und geh behutsam zu Werke in allen Dingen!“

„Bah!“ erwiderte dieser mit einem Blick, in welchem sich Stolz und Befremdung mischten, — „ich bin mir klug genug und weiß, was ich thue. Wozu hätt' ich auch sonst stud —, will sagen: wozu hätte auch mein Vater mich in jungen Jahren in der Stadt unterrichten lassen? Ja, er wollte, ich solle studiren; aber da kam das Unglück, und ich mußte wieder heim. Nun, es war auch so gut; und so viel habe ich denn doch von der Stadt profitirt, daß ich gescheiter bin worden und mehr weiß, als hier die übrigen alle. Ja, ja, ich übersehe sie alle und weiß, was ich thue!“

Das Gespräch ward unterbrochen durch das Eintreten eines Mädchens, hübsch, schlank, munter, zwischen sechzehn

und siebzehn Jahren. „Vater,“ sprach sie fröhlich, „die Hirten sind da und wollen mit euch sprechen. Sie haben auch Geschenke gebracht, sechs junge Käse und zwei Säcke voll mit Wolle! kommt nur und seht!“

„Ist der Botav (Hirtenführer) auch mit ihnen?“ frug der Vater, indem er seinen Blick mit Wohlgefallen auf der schmucken Gestalt der Tochter ruhen ließ.

„Der Botav?“ erwiderte diese, „ja, der ist auch bei ihnen und scheint es ganz besonders dringlich zu haben.“

„Gut, gut; nun so geh nur hinaus, Martha, die Mutter wird gleich kommen und ihnen abnehmen.“ — „Und wie steht es noch mit dem Mädchen,“ frug nach einem Weilchen der Wortmann, nachdem er hinter der Tochter die Thüre geschlossen und er wieder allein war mit der Gattin. „Hast du sie beobachtet?“

Die Frau schwieg und schien um eine Antwort verlegen.

„Ich verstehe dein Schweigen,“ sprach jener mit finstern Stirnrünzeln. „Aber ich sage dir, das muß ein Ende nehmen. Ja, bei meines Vaters Unglück, das muß ein Ende nehmen!“

„Ich sehe es ein,“ sprach die Frau seufzend. „Er unser Knecht, freilich ein stolzer und wackerer Bursche, und sie — die Enkelin eines angesehenen und begüterten Hauses! Und doch, es thut mir weh, wenn ich daran denke!“

„Fort muß er, fort! Und dazu ist eben jetzt die beste Gelegenheit.“

„Ach du willst doch nicht — — Es geht ein Geröde unter den Leuten, man würde dieser Tage zu Soldaten fangen.“

„Stille, Weib! ich hab es nun einmal bei mir bedacht und beschlossen! Sie sollen sich nicht mehr sehen; — Georg wird heute zum letzten Male auf diesem Hofe schlafen.“

„Armer Georg! Und er ahnet nichts und glaubt sich bei dir als dein Knecht geborgen.“

„Um so besser, wenn er's glaubt! Uebrigens ist er ein fecker und hochmütiger Bursche und gehört auch zu der Brut, die einst meinen Vater zugrunde gerichtet hat.“

„Und Martha, unsere Tochter!“

„Unsere Tochter? — O über euch Weiberherzen, die ihr immer nur bedauert und jammert, wenn zwei verliebte Narren von einander lassen müssen! Unsere Tochter wird sich darein ergeben, sobald nur erst der junge Notarius um sie werben kommt. Wart du nur! Er hat ein Auge auf sie und mir ist viel, sehr viel daran gelegen, ihn zu gewinnen und auf meine Seite zu bringen. Ich kann ihn brauchen in meiner Stellung, den Notarius! Er paßt zu unserer Tochter und nicht der Georg der trohige arme Schlucker! Geh jetzt, — du weißt meinen Willen, — geh und schick mir die Hirten.“ —

2.

Die Frau ging demüthig schweigend und mit Thränenfeuchten Augen hinaus; die Hirten traten herein. Unterwürfig und mit vielen Bücklingen näherten sie sich dem Wortmann, der unterdessen sich wieder gesetzt, küßten ihm der Reihe nach die Hände und stellten sich dann wieder zurücktretend in einiger Entfernung vor ihm auf. Der Wortmann betrachtete sie eine Weile mit verdrießlichem Schweigen. — „Stoike!“ begann er alsdann zum vordersten der Walachen, der nur mit Mühe seiner von Natur kühnen und trohigen Haltung den Anschein von Demut und Unterwürfigkeit zu geben suchte, — „Stoike, ich weiß, warum du kommst! Hab ich dich darum zum Botav gemacht? Kannst du noch immer nicht von deinen verdammten alten Gewohnheiten lassen?“

„Ihr meint die Pferde, Herr?“ erwiderte dieser mit trotzig lauerndem Blicke.

„Ja freilich die Pferde! Vorige Nacht sind wieder drei Stück vom Gebirge verloren gegangen. Wo sind sie? he?“

„Aber euch, Herr, ist kein Pferd verloren gegangen; es sind nur die Pferde des Herrn Richters.“

„Gieb Antwort auf meine Frage: wo sind die Pferde?“

„Ich bürg euch mit meinem Hals dafür, daß euch niemals auch nur der Schweif von einem Pferde soll verloren gehen! Und wenn's ja wirklich geschehen sollte, ich hol euch den Dieb zurück, Herr, zusamt dem Pferde, meinetwegen selbst aus der Türkei noch!“

„Spitzbub! Winde dich nicht länger herum! Sag an, wo sind die Pferde des Herrn Richters? Du kennst die Diebe, oder bist mit ihnen gar im Einverständnis!“

„Ihr seid ja nicht gut Freund mit dem Herrn Richter, Herr. Und wenn der Herr Richter um ein Paar Gäule weniger hat, was schadet das denn dem Herr Wortmann?“

„Jetzt ist mir's genug mit deinen krummen Reden und Winkelzügen! — Merk auf und verstehe mich recht: Ich bin für dich Bürge gestanden und habe dich zum Botav gemacht; meine Ehre steht auf dem Spiel. In vierzehn Tagen schaffest du die Pferde, oder du wirst sie bezahlen und bist nicht mehr Botav!“

„Ich will es probiren, Herr, ich will es probiren. Wenn nicht die Bären sie gestreiffen haben, so sollen sie zurückkommen die Pferde, verlaßt euch darauf!“

Mit einer halb drohenden, halb scherzhaften Handbewegung gegen den trotzigigen Hirtenhäuptling wandte sich nun der Wortmann zu den übrigen. „Was habt denn ihr vorzubringen?“

„Verzeiht, Herr,“ nahm der Botav wieder das Wort, „diese Hirten und Schafzüchter hier haben mich gebeten, ich solle für sie ein gutes Wort einlegen und euch bitten, ihr möchtet es doch endlich bewirken, daß die Herden der walachischen Schafbesitzer auf den sächsischen Brachfeldern zur Weide gehen dürfen. Wenn ihr's durchsetzet und ihr ihnen zu diesem Rechte verhelfet, so wollen sie euch dafür von Käse und Wolle alljährlich den zwanzigsten Teil abliefern. Und wenn ihr's nebenbei selber mit den Schafen versuchen wollt, — das Geschäft ist einträglich, Herr, — so sollen eure Schafe ohne Entgelt mit den übrigen geweidet und gepflegt werden. Ihr seht, ihr könnt dabei nur gewinnen, und übrigens bleibt alles unter uns und niemand im Orte braucht etwas davon zu wissen.“

„Ich will mich bedenken.“

„Und dann Herr,“ sprach der Walache weiter, — der noch was besonders auf dem Herzen zu tragen schien und plötzlich gar unterthänig und geschmeidig that, —: „Ihr seid ein kluger und angesehenener Herr und habt viel Einfluß im Amte!“

„Nun? Was verlangst du noch?“

„Einige verwandte Familien von mir, die eben aus der Walachei herübergekommen sind, möchten sich gerne im Orte hier ansäßig machen. Wie wäre es nun, Herr, wenn diese meine armen Verwandten ein Paar Acker Erde zu ihrem Anbau erhalten könnten, das heißt durch eure Vermittlung, Herr Wortmann, und nur dort draußen am obern Waldsaume. — Und dann, Herr Wortmann, — ihr seid ja der Herr über den Wald!“

„Auch Stämme, Holz noch wollen sie zum bauen? Geh nur, geh, aus dem wird nichts!“

„O ihr seid ein kluger Mann und könnt viel ausrichten! Auch solltet ihr's niemals bereuen, daß ihr meinen armen Freunden zu einem Fleckchen Erde und ein Paar armeligen Hütten drauf verholzen habt; denn sie wollen euch zum Dank dafür drei Sommer hindurch unentgeltlich eure Felber schneiden und auch in andern Dingen euch dienstbar sein ihr ganzes Leben lang.“

„Das wird schwer gehen, schwer, sage ich; auch will ich jetzt durchaus nichts versprechen.“

„Das sollt ihr auch nicht, Herr; erst sollt ihr mit ihnen selbst reden. — O ich weiß schon, ihr seid auch ein guter Mann und helfet gerne den armen Leuten! — — Doch, weil ich vorher vom Walde sprach, so fällt mir der Müller ein, dort draußen der Gemeindemüller. Der hielt mich soeben bei seiner Mühle auf und meinte, ihr hättet von ihm schon manchen Nutzen gehabt, und solltet noch zehnmal so viel haben, wenn ihr ihm einmal einen rechten Gefallen thun wölltet. Weil nämlich der Mühlenpacht so groß“ —

„Genug, ich kann mir schon denken“, fiel hier der Wortmann dem zungenfertigen Fürsprecher ins Wort und prüfte mit besorgtem Blick die Mienen der übrigen Zuhörer. „Wenn der Müller was will, so mag er selber kommen und nicht dich zu seinem Vertrauten und Bittsteller machen. Sag ihm das! Und nun geht, — ich mag jetzt von nichts mehr hören — und setzt euch ein bißchen ins Vorhaus.“

Während aber die übrigen sich entfernten, nahm der Wortmann mit einem Wink den Hirtenführer bei Seite und flüsterte ihm etwas ins Ohr. „Stoike“, sagte er leise, „Du bleibst heute hier auf dem Hof und behälst auf Georg ein wachjames Auge!“ Dann,

nach der Thür gewandt, rief er mit lauter Stimme ins Vorhaus: „Frau! Tische diesen Leuten gut auf und gieb ihnen Branntwein!“

3.

Zur Zeit unserer Erzählung wurden die jungen Leute, die man zum Militärdienst benötigte, noch nicht wie heutzutage durch das Loos bestimmt, sondern sie wurden mit Gewalt dazu genommen. Man nannte das „fangen,“ und ein Schrecken ging durch die waffenfähige männliche Jugend, wenn es hieß: man fängt! man soll fangen! — Viele Burschen entzogen sich dem drohenden Geschehe durch die Flucht. In Kellern, auf abgelegenen Gehöften und andern schwer zugänglichen Verstecken wurden sie von ihren Angehörigen verborgen gehalten. Ja sogar in den Gebirgen und Wäldern suchten sie Schutz und harrten dort unter Hunger, Frost und allerlei Drangsalen, bis die Gefahr vorüber, das heißt: die geforderte Anzahl der Rekruten gestellt war. Doch bei weitem die meisten konnten ihrem Schicksal nicht entgehen; denn die Aushebung geschah in der Regel plötzlich und ohne daß jemand davon wußte. Mitten in der Nacht wurden die Ahnungslosen dann überrascht und bewältigt, wobei es freilich zwischen den Aufgegriffenen und den Dienern der Obrigkeit oft zu sehr hartnäckigen Kämpfen kam. Wohl war diese Art der Rekrutierung roh und hart und auch nicht frei von Parteilichkeit, indem die Söhne der angeseheneren Familien, die „Herrensöhne,“ gewöhnlich dabei verschont blieben. Doch hatte sie das eine Gute, daß Lumpen und Taugenichtse, unverbesserliche Leute, die der bürgerlichen Gesellschaft nur zur Last und Plage fielen, auf diesem Wege aus dem Gemeinwesen entfernt und unter die strenge Zucht des Soldatendienstes gebracht werden konnten. —

Es war in der Nacht nach jenem Gespräche, welches der Wortmann mit seiner Frau geführt hatte. Fünf stattliche Pferde, darunter zwei Hengste, standen im Stalle des Wortmanns, schläfrig das leht aufgeschüttete Heu kauend. Neben ihnen auf seinem Lager schlief Georg, der Knecht. Er hatte noch nicht lange geschlafen, da wurde leise an die Thür gepocht. „Wer ist da?“ rief Georg, nachdem sich das Klopfen mehrmals wiederholt und den Schlafenden geweckt hatte. „Ich bin's, der Botav“, antwortete von draußen eine bekannte Stimme; „mach auf Georg und laß mich im Stalle schlafen.“ Da es schon mehrmals vorgekommen, daß der Hirte bei seinen öfteren Geschäften mit dem Hausherrn auf dem Hofe übernachtet hatte, so öffnete der Burjche ohne Bedenken.

Doch kaum hatte er den Schieber zurückgezogen, als beim Schein einer Laterne drei Männer auf ihn hereinstürzten und sich seiner zu bemächtigen suchten. Allein wie ein Blitz hatte er sie von sich geschleudert und bis die Häsher sich vom Boden aufräfften, erfaßte er eine eiserne Gabel und sprang zwischen die Hengste. Es war ihm auf einmal klar geworden, was man mit ihm wolle; doch ebenso schnell hatte er auch seinen Plan gefaßt, sich bis auf das äußerste zu verteidigen. — „Kommt her!“ rief er zwischen den Hengsten heraus den Eindringlingen entgegen, deren Zahl sich nun bald auf ein Duzend mehrte; — „kommt, ich fürchte euch nicht, so viele ihr auch seid; doch lebendig sollt ihr mich nicht haben!“ Und damit schwang er seine Gabel und stachelte auch die Hengste, daß sie in gewaltigen Aufruhr gerieten und hastig nach hinten ausschlugen.

Da die Angreifer auf solche Weise ihm nicht beikommen konnten, versuchten sie es zunächst auf gütlichem Wege. Er sei nun einmal durch des Amtes Beschluß zum Soldaten

bestimmt; als armer Bursch habe er ohnehin hier im Orte keine Aussichten, als Soldat aber könne er noch sein Glück machen; entlaufen könne er so nicht mehr, denn das Gebäude sei von allen Seiten umstellt und belagert. So solle er sich denn gutwillig ergeben und nicht durch seine Hartnäckigkeit sein Loos noch härter machen. — Doch alle Zusprache fruchtete nichts; er wollte widerstehen bis zum letzten Atemzuge. Er schalt den Botav einen elenden, feigen Verräter, verwünschte seinen Herrn, den Wortmann, der ihm doch Sicherheit vor der Rekrutierung verheißen, als er in seinen Dienst trat; er fluchte der Fühllosigkeit, womit man ihn, den einzigen Sohn und Ernährer seiner armen Mutter, von hinnen reißen wolle.

So sahen sich die Diener des Amtes gezwungen, nun auf die rücksichtsloseste und gewaltsamste Weise vorzugehen. Die Kühnsten von ihnen suchten mit Lebensgefahr zwischen den Pferden einzudringen, während gleichzeitig andere die Mauern erstiegen und dem Widerspännstigen von der Seite herbeizukommen suchten. Doch dieser verteidigte sich so tapfer und brauchte seine Waffe so geschickt, daß die Angreifer immer und immer wieder ablassen und zurückweichen mußten. Dabei unterstützten ihn die Rosse so trefflich, als wüßten sie davon, daß man ihnen den Herrn und Pfleger rauben wolle. Alle Anstrengung und alle List der Angreifer schien vergeblich zu sein. Endlich — es war bereits das Tageslicht hereingebrochen und der hartnäckige Kampf hatte eine Menge von Neugierigen herbeigelockt — schienen die ermüdeten Schergen zu einem neuen und letzten Versuche sich anzuschicken. Es gelang nämlich bald, den einen der Hengste an den Hinterfüßen zu umschlingen und zu Boden zu werfen. An diese Stelle nun traten einige vor, den Belagerten mit aller Hefigkeit anzugreifen. Während aber dieser die An-

dringenden mit ganzer Kraft und Aufmerksamkeit abzuwehren suchte, — da öffnete sich unvermerkt und nahe über seinem Haupte die Diele des Heubodens. Eine Gestalt glitt geschmeidig und blitzschnell neben dem Kämpfenden herunter und im nämlichen Augenblicke lag dieser ächzend und ringend am Boden. Der Botav hatte dem Kampfe plötzlich ein Ende gemacht. Denn er war es, der von oben heruntergeglitten und den tapfern Kämpfer fest umklammernd zu Boden gerissen hatte. Georg war verloren. Er ward gebunden und nach wenig Minuten vom Hofe fortgeführt.

Noch am Abend desselben Tages sollten die Rekruten, welche man diesmal schnell zusammengebracht hatte, nach dem Orte ihrer nächsten Bestimmung weiter geschafft werden. Man hatte sie aus dem Kirchenkastell, wo sie tagsüber in einem Gewahrsam eingesperrt und wohl bewacht gewesen, ans Freie gebracht, damit sie in der letzten Stunde, die sie hier weilten, ihre kleinen Angelegenheiten ordnen und von den Ihrigen Abschied nehmen konnten. Unter der Truppe der Gefangenen stand auch Georg. Bleich, zähneknirschend, die Hände auf dem Rücken gebunden, wie die übrigen alle, stand er dumpf brütend da und achtete nicht auf die traurigen Auftritte, die zwischen den Gefangenen und ihren zahlreich erschienenen Freunden und Verwandten vor sich gingen.

Da hörte man plötzlich einen gellenden Aufschrei: „Wo ist er? wo ist er? Laßt mich zu ihm, zu meinem Kind!“ — Und durch die Menge der Umstehenden gestürzt kam ein altes, gebrechliches Weib und klammerte sich unter herzerreißendem Jammern und Wehklagen an Georg. „Mein Sohn! mein einziger Sohn!“ war das einzige, was sie in ihrem Schmerze hervorbringen konnte. Georg war durch das Erscheinen seiner Mutter aus seiner Betäubung erwacht. Er raffte sich zusammen,

um die Jammernde zu trösten und aufzurichten, so gut er konnte. „Verzaget nicht um meinetwillen, Mutter,“ sprach er, „ich werde mich in mein Geschick schon finden und es ertragen. Was mich aber allein und am meisten jammert, das seid ihr, Mutter, die ihr hinfort nun ohne Sohn und ohne Stütze hier zurückbleiben sollt. Doch verzaget nicht, Gott wird euch helfen und vielleicht kommt ich auch wieder! — Nehmt da,“ sprach er dann weiter, „nehmt euch aus meinem Gürtel, was die Frau meines Herrn mir heut geschickt hat. Ich hätt' es nimmermehr angenommen; doch da dacht ich an euch und nahm es euch zu Liebe. Nehmt es jetzt; es wird euch für die nächste Zeit wenigstens schützen vor Not“. — „Sorget für meine arme Mutter!“ rief er dann laut zu den Umstehenden, die mit feuchten Augen den ergreifenden Auftritt gesehen hatten. Dann drängte er sanft die Mutter beiseite und stellte sich rasch in die Schaar seiner Leidensgefährten, die sich eben zum Abzug in Bewegung setzten.

Der kleine Trupp kam am Hause des Wortmanns vorüber. In der Nähe des Fensters stand die hübsche Martha, heute bleich und mit verweinten Augen. Der Wortmann selbst war nirgends zu sehen. Vielleicht hatte ihn das mahnende Gewissen getrieben, noch in aller Frühe Haus und Dorf zu verlassen und auswärts Vergessenheit zu suchen. Georgs Auge bemerkte die Geliebte bald. „Martha!“ rief er im Vorbeigehen; „dein Vater hat mich getäuscht und meine Mutter unglücklich gemacht. Leb wohl; vielleicht sehen wir uns einst wieder!“ Das Mädchen verbarg auf diese Worte ihr Gesicht in den Händen. Und als sie es wieder erhob, um noch einmal nach Georg zu schauen, da war dieser schon längst aus ihrer Augen Bereich verschwunden.

4.

Mehrere Jahre waren verflossen. Im Hause des Wortmanns hatte sich manches verändert. Die Wirtschaftsgebäude und das Wohnhaus waren erweitert und umgebaut worden, die Wohnräume hatten einen neuen und vornehmern Anstrich gewonnen. Spiegel mit breiten Goldrahmen und feine städtische Möbel schmückten das große Familienzimmer. Freilich blickte durch all' den Prunk auch manche Geschmacklosigkeit hindurch, indem zum Beispiel neben den politierten Kästen und dem schwellenden Sopha auch die grell bemalte häuerliche Truhe stehen geblieben war. Diese feinen Sachen waren indessen nicht dazu da, um gebraucht zu werden, sondern um dem Fremden, besonders dem städtischen Besucher die Augen zu blenden und ihm zuzurufen: Seht doch, wer der Hausherr ist und was sein Geldbeutel imstande ist! Wobei dieser Hausherr es nicht merkte, daß man neben den Lobpreisungen über den Prunk seines Hauses im Stillen darüber lächelte und hinterrücks sich gar lustig machte über die Eitelkeit des städtischen Bauers. — Sein Vermögen war aber thatsächlich so angewachsen, daß er einen noch größeren Aufwand damit hätte bestreiten können. Denn der eine seiner Wünsche hatte sich erfüllt: er war reich geworden, sein Besitz hatte sich mit seltenem Glücke und auf fallend rasch in wenigen Jahren verzehnfacht.

Auch die Erfüllung eines andern Wunsches hatte ihm schon längst das gütige Geschick gewährt: der Notarius war sein Schwiegersohn. Wie ers vorausgesagt: seine Tochter, die schöne Martha, hatte sich um den ehemaligen Freund und Hausgenossen nicht gar zu lange geirrt. Denn obwohl sie bei Georgs gewaltsamer Entfernung bitteres und auf richtiges Leid empfunden, so hatte sie doch hinterher auf

Bitten und Zureden der Eltern, vielleicht auch durch Eitelkeit bestimmt, dem werbenden Notar die Hand gereicht. Manchmal gedachte sie noch ihres Georg und es kam ihr in einsamen Stunden vor, als hätte sie mit ihrem Jugendfreunde glücklicher werden müssen, als mit dem gegenwärtigen Gatten, den sie ohne eigentliche Liebe und Herzensneigung geheiratet hatte. Doch tröstete sie sich dann mit dem Gedanken, daß es wohl so bestimmt gewesen und daß sie übrigens doch „Frau Notarin“ sei.

Nur eines wars, was dem Wortmann noch abging, um seinem Glücke so zu sagen die Krone aufzusetzen, das war der Besitz der Richterwürde. Doch auch dieses so heiß ersehnte und eifrig erstrebte Ziel sollte auch immer näher rücken. Der „geschworene Montag“, der zweite Montag im neuen Jahre, wo nach altem Herkommen die Gemeindebeamten neu gewählt und beschworen wurden, war nicht mehr ferne. Der größte Teil der wählenden Kommunitätsmänner war längst im Stillen auf seiner Seite. Ein großer Teil derselben war dem reichen Wortmann verschuldet und somit in seiner Pflicht; die andern hatte er durch seine Freundlichkeit und kluge Umsicht gewonnen. Dazu kam die Macht des Reichthums, vor dem sich die Menge unwillkürlich beugt, aber auch der scheinbar mackellose Wandel, die äußere Ehrbarkeit, welche der Wortmann von jeher strenge und wohlweislich eingehalten hatte.

Freilich von der wahrhaften innern Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit des Wortmanns waren nicht alle Leute so recht überzeugt. Es gab Leute im Orte, die über den schnell erwachsenen Reichthum des Wortmanns die Köpfe schüttelten und meinten, es sei beim Erwerb desselben nicht immer mit rechten Dingen zugegangen. Man sprach heimlich davon, daß er die Schafpächter begünstige, von denen ihm

viel Vortheil zufließen; auch stehe er mit einigen neu ange siedelten walachischen Familien in Verbindung, die Schmuggel treiben mit Rumänien. Ferner munkelte man von unsaubern Geschäften, die er mit dem treulosen Gemeindevorsteher hatte, den der Wortmann in seinen Schutz nahm, trotzdem er wegen seiner Untreue verrufen war. Auch wollte man wissen, daß der Wortmann in den Gemeindevorstellungen manches geschehen ließ, oder selbst that, was Bedenken erregen mußte. Auch bei der Versteigerung und Verpachtung von Gemeindegütern sollen zweifelshafte Dinge vorgegangen sein.

Doch sprach man von all diesen Dingen sehr vorsichtig. Denn wer hätte es wagen mögen etwas laut davon zu äußern? Wer hätte etwas beweisen, wer hätte dem Reichen und Mächtigen überhaupt beikommen können?

So lebte der Wortmann im vollen Genuße von Ehre und Reichthum; und so wäre das wohl geblieben bis an sein Ende, wenn nicht unerwartete Dinge eingetreten wären, die wie ein Hagelwetter die Pläne des stolzen Mannes zer schlugen.

Der Botav, den wir in gefährlicher geschäftlicher Verbin dung mit dem Wortmann gefunden haben, war auf Empfeh lung des Wortmanns zu diesem einträglichen Amte gekommen. Früher der gefährlichste Pferdedieb und Schmuggler, glaubte man sich gegen die endlosen Diebereien am besten zu schützen, wenn man ihn mit reichlichem Lohn zum Aufsichter über Herden und Hirten mache. Und dieses Vorgehen erwies sich auch thatsächlich als ganz vortrefflich. Denn seitdem der Wolf gezähmt war, hörten plötzlich die Pferdediebstähle auf, — bis auf einige wenige, welche der Botav aus alter Passion verübte oder zuließ, um sich dann durch Auffindung und

Zurückstellung der Kofse in ein desto glänzenderes Licht zu stellen.

Diesen Mann nun hatte der Wortmann gleich von vornherein als einen erkannt, den er gebrauchen und der ihm in vieler Hinsicht nützlich sein könne. Und so hatte sich zwischen ihm und dem Hirtenobersten bald eine Art vertrauten Verhältnisses gebildet, welches jeder von beiden für sich auf das vorteilhafteste auszunützen suchte. Aber auch andere zogen daraus ihren Nutzen, indem sie sich hinter den Botav steckten und durch seine Vermittelung den Wortmann und durch diesen das Amt für ihre Zwecke zu gewinnen suchten.

Der Botav aber, der in die Geheimnisse des Wortmanns vielfach eingeweiht war, wurde allmählig allzuvertraut und fing an denselben unbequem zu werden. Er pochte auf seine Mitwissenschaft und wurde frech, zudringlich, trotzig und verwegen und trat mehr und mehr mit so anmaßenden Forderungen an den Wortmann heran, daß dieser daran dachte, den gefährlichen Menschen auf irgend eine Weise los zu werden.

Unter anderem trat dieser eines Tages vor ihn und begehrt, man möge ihm gestatten, in einer der Hauptgassen unter den Sachsen sich anzubauen. Er habe dem Amt und der Gemeinde nun lange genug so große Dienste erwiesen, daß man ihm die Rechte und die Geltung eines sächsischen Bürgers könne zukommen lassen.

Der Wortmann bemerkte, daß dieses nicht angehe — wie es denn nach den damaligen Rechten der Sachsen auch wirklich nicht möglich war; — im übrigen verwies er ihn auf das Amt, wo er sein Begehren anbringen könne. „Ja,“ erwiderte der Botav, „nun verweist ihr mich an das Amt, denn ihr seid nun reich und bedürftet meiner nicht mehr.“

Aber ich gehe nicht zum Amte und halte mich an euch. Ich will es nun auch einmal versuchen, den Bürger und Herrn zu spielen und dazu sollt ihr mir verhelfen!"

Der Wortmann biß sich in die Lippen, hielt aber an sich und verbarg seine aufwallende Entrüstung. „Es ist wahr,“ sprach er, — während er bei sich selbst den Unverschämten verwünschte, — „du hast uns gute Dienste erwiesen; aber dafür hast du auch immer deinen reichlichen Lohn gehabt; und überdas noch mehr zu verlangen bist du durchaus nicht berechtigt. Bedenke, was du früher warst, und wie wir hätten mit dir verfahren können!“

„Und ihr vergesset, was ihr mir schuldig seid, und daß ich euch in meiner Gewalt habe!“

Hier überflog des Wortmanns Gesicht eine dunkle Bornesröte; aber noch bezähmte er seinen Ingrimm und sprach, einen Ausweg suchend: „Höre Boiav, vielleicht benötigst du Geld! Verlange und ich will es dir geben, damit wir beide endlich miteinander quitt werden!“

„Geld hab ich jetzt genug,“ erwiderte dieser trozig, „und mag von euch keines. Bürger will ich werden mit allen Rechten und Ansprüchen, die ihr selber besizet. Oder meint ihr, ihr hättet nur allein ein Recht, nach Ehre zu trachten und unser eins besäße keinen Ehrgeiz? — Bedenkt euch!“ setzte er nach einer Weile mit funkelnden Augen hinzu, „wollt ihr mir dazu verhelfen? Ihr könnt, wenn ihr wollt!“

„Nimmermehr!“ schrie der Wortmann, der sich nun nicht mehr bezähmen konnte.

„Gut, — so denkt an mich — ihr sollt es bereuen!“

Mit dieser Drohung wandte sich der Hirt zum gehen. Doch der Wortmann faßte ihn rasch an der Brust und indem er ihn mit gewaltiger Faust herumschüttelte, rief er außer

sich: „Wie Glender, du willst mir drohen? Wage ein Wort und ich lasse dich in Ketten und Kerker legen! Du kannst mich höchstens um mein Amt bringen, aber ich, ich bringe dich auf Zeit deines Lebens ins Zuchthaus!“ Und damit riß er die Thüre auf und warf den Hirten hinaus, daß dieser weithintaumelnd zu Boden stürzte.

Während aber der Botav wutknirschend und bei allen Heiligen Rache schwörend sich draußen erhob und eilig davon rannte, überkam es alsbald den Wortmann mit Besorgnis und Reue. „Du hättest es doch nicht thun sollen!“ dachte er bei sich und beklagte seine rasche und heftige Gemüthsart. „Dieser Mensch ist alles imstande und kann dich um Amt und Ehre bringen! Und doch,“ überlegte er dann wieder „wie hätte ich anders handeln sollen, um diesen frechen Zudringling zu züchtigen und ihn in die gehörigen Schranken zu weisen? Schon sind meine Mitbeamten beinahe argwöhnisch, weil ich mich für diesen Menschen so viel verwendet habe. Und jetzt, wo die Richterwahl vor der Thür steht, wo mir alles daran liegt, von jedem, auch dem geringsten Verdachte mich rein zu erhalten, — jetzt kommt mir der Schurke mit so frechen, unerhörten Ansprüchen?! Jetzt, wo ich keiner von Herzen überdrüssig bin, soll ich ihn erst recht warm an meine Seite betten? Wo soll das noch hinaus mit dem Kerl? Nein, weg mit ihm! Ich kenne diese Leute; schrecken muß man sie und hart anfassen, dann werden sie kurr und kriechen zu Kreuze. Nein, nein, er wird nicht plaudern, denn er weiß, ich kann ihn verderben!“

So sprach der Mann noch eine Weile mit sich fort und suchte seine Unruhe niederzudämpfen. Dann seufzte er aber dennoch wieder: „O hätte ich mich doch niemals mit ihm eingelassen!“

5.

Es war am Abend des „geschworenen Montags“. Im Hause des Wortmanns ging es fröhlich her, denn dieser war Richter geworden und hatte heute eingeschworen. Im großen Prunkzimmer beim hellen Kerzenschein saß eine zahlreiche Gesellschaft bei Tische: Die „weisen Herren“ vom Amte, der Notär mit seiner Frau und sonstige Freunde und Verwandte. Des Wortmanns — oder wie wir jetzt besser sagen, — des neuen Richters Reichthum zeigte sich heute in seinem vollen Glanze. Die besten Speisen bedeckten die Tische im Ueberfluß, der Wein floß in Strömen und die Gäste waren in der heitersten Stimmung.

„Und wißt ihr es schon?“ sprach im Durcheinander des Gespräches einer der Geschworenen, dessen Angesicht vom Weine schon in Rotglut strahlte, — „wißt ihr es schon Herr Richter? Euer ehemalige Knecht, der wilde Georg, ist heimgekehrt und seit gestern wieder hier in unserem Markte.“

„Mein Knecht? Der Georg? — Der wäre nicht mehr Soldat und vom Militär schon entlassen worden?“

„So hörte ich vor ein Paar Stunden. Er soll sich brav aufgeführt und im Kriege tapfer gehalten haben; so ist er Wachtmeister geworden und hat bald darauf seinen Abschied genommen. — Aber was sehen mich eure Weisheit so an?

Ich glaube, ihr dürft jetzt feinetwegen schon ruhig sein; euere Frau Tochter die hat ja schon längst den Herrn Notarius zum Mann, und der vorwitzige Bursch wird diesem nun nicht mehr ins Gehäge kommen!“

Alle lachten auf diese derbe Anspielung; der Richter und sein Schwiegersohn lachten gezwungen mit, die junge Frau aber errötete über und über.

„Ja, ja, eure Weisheit gestehen es nur!“ begann das

lachende Weingeficht, welches sich am Lachen der Gesellschaft ergözte — „darum liebet ihr ihn fangen und unter die Soldaten stecken, weil ihr hier dem Herrn Schwiegerohn ein wenig Luft machen wolltet. Gest, Herr Richter? Nun macht nur kein böses Gesicht; wir wußten es ja alle und übrigens war es ja auch in der Ordnung. — Der Botav hatte damals aber auch sein Meisterstück gemacht! Ohne ihn hättet ihr den verzweifelten Burschen nimmer zwischen seinen Hengsten herausgekriegt! — Wo ist er jetzt, der Botav? Es heißt, er sei seit etlichen Tagen aus dem Markte verschwunden.“

Dem Richter war dies Gespräch unangenehm. Schnell und ausweichend versetzte er daher: „Der Botav? Ich weiß es nicht, der Georg aber war ein wilder und widerspenstiger Bursche, der dem Onkel manche Verlegenheit bereitete. Das militärische Regiment wird ihm gewiß zu seinem besten gedient und ihn kurr gemacht haben!“ — Und damit stand er auf und ging ans Fenster. Eine eigene Unruhe begann sich seiner zu bemächtigen, die er nicht los werden konnte, auch als er sich bald darauf wieder unter seine fröhlichen Gäste mischte. Er versuchte seine Beklommenheit im Weine zu ertränken, zwang sich zu Scherzen, brachte Glückwünsche aus und trank den Gästen fleißig zu, wobei ihm sein Tochtermann und die übrigen Bescheid thun mußten.

Aber mitten unter der Lustigkeit, die er in die Gesellschaft gebracht hatte, mitten unter dem Lachen, Gläserklirren und Lärmen erscholl plötzlich der Schreckensruf: „Feuer! Es brennt auf dem Hofe!“ — Die Gäste sprangen auf, einige mit wankenden Tritten, und alles drängte hastig hinaus nach dem Hofraum.

Welch ein Schrecken durchzuckte den Richter, als er hier

seine Scheune und Stallung bereits in vollen Flammen stehen sah! Ein heftiger Sturm trieb die Flammen auch gegen das nahe stehende Wohngebäude und ehe man in der allgemeinen Bestürzung noch Hilfe schaffen konnte, brannte auch schon das Dach des Hauses. Der jähe Schreck und der übermäßig genossene Wein hatten dem sonst so besonnenen und kaltblütigen Hauswirten die Geistesgegenwart genommen. Warum hatte er denn gerade heute über den Durst getrunken, er, der sonst so enthaltam und nüchtern war und immer wußte, wo anzupacken war? — In dumpfer Betäubung lief er hin und her, bald in die Zimmer, bald auf den Dachboden, bald nach den Wirtschaftsgebäuden, schrie dem Gesinde Befehle zu, rief nach Hilfe und faßte bald dieses, bald jenes an, nur nicht das Richtige.

Als er gerade wieder ins brennende Haus eilen wollte, weil ihm seine Geldvorräte und wichtigen Schriften eingefallen waren, hörte er hinter sich im Tumulte rufen: „Die Pferde! sie wollen nicht heraus, sie verbrennen! — Im nämlichen Augenblick stürzte ihm sein Schwiegersohn entgegen. „Geschwind, laufen sie ins Eckstübchen!“ rief er ihm zu, „dort sind die Schriften und das Geld — sie wissen — hier nehmen sie die Schlüssel — ich muß zu den Pferden, sie verbrennen!“ Und damit rannte er zurück zu den Ställen, indessen der Notär ins Haus eilte, aus welchem ihm in betäubenden Wirbeln schon der Rauch entgegenquoll. —

Während die ersten Flammen auf dem Hofe des Richters emporzuschlugen, hatten einige Nachbarnleute eine menschliche Gestalt bemerkt, welche wie ein Schatten hinter der Scheune des Richters hervorhuschte und durch die benachbarten Höfe zu entkommen suchte. Augenblicklich wurde auf die Erscheinung Jagd gemacht. Unter Lärmen und lauten Anrufen verfolgte

man dieselbe von Hof zu Hof, von Zaun zu Zaun. Immer zahlreicher wurden die Verfolger; immer näher war man ihr auf den Fersen. Plötzlich hieß es: „Er läuft dort den Hof hinauf! Er entkommt auf die Gasse! Haltet ihn! Haltet den Brandstifter!“ Aus den Häusern stürzten die Leute und vermehrten die Jagd. Doch der Flüchtige hatte, begünstigt durch das Dunkel der Nacht, schnell einen Vorsprung gewonnen. Kaum sah man die undeutliche Gestalt im Schatten einiger entfernter Bäume dahinhuschen, und dann war sie plötzlich verschwunden.

Als nach wenigen Augenblicken die Verfolger unter den Bäumen verschwanden, war keine Spur mehr von dem Entspringenen zu entdecken. Und doch konnte dieser unmöglich weit gelaufen sein. Man untersuchte die nächsten Brücken, die umliegenden Höfe, sogar die Kronen der Bäume. Alles umsonst; kein Zeichen, keine Spur.

„Hieher leuchtet!“ rief da nach längerem Umhersuchen plötzlich ein Mann aus dem Haufen, der durch seine strammere Haltung und halb-militärische Tracht vor den übrigen sich auszeichnete. Und auf den Ruf des Mannes näherten sich schnell einige Laternen einer Stelle, die bisher nicht beachtet und über und über mit Zweigen und dürrem Reisig bedeckt war. „Weg mit dem Reisig!“ rief der Militärische. „Hier in der alten Kalkgrube muß er sitzen, wenn ihn nicht die Erde verschlungen hat. Denkt denn niemand von euch an die Kalkgrube, die ich doch seit meiner Kindheit hier weiß!“ Rasch hatten einige Hände die Grube von ihrer Decke befreit und als man hinunterleuchtete, — da, drunten in einer Ecke gleich einem Fgel zusammengeballt, lag der Gesuchte. „Der Botav!“ erscholl es ringsum, fast in demselben Augenblicke. „Holla! der Botav, der Brandleger! wir haben ihn!“ Und alles

wollte hinunter und ihn zuerst heraufholen. Doch das ließ der vorher Genannte nicht zu. „Nicht so, ihr Leute!“ rief er; „wartet, dem Elenden bin ich noch den Dank schuldig von acht Jahren her! Mich laßt hinunter; ich will ihn allein heraufholen!“ Und damit war Georg, — denn dieser war der Sprecher — auch drunten in der Grube.

Ein kurzer, aber furchtbarer Kampf entspann sich nun hier in dem engen, halbbeleuchteten Raume. Als der Botav seinen Gegner zu sich herunterspringen gesehen, war er rasch wie ein Tiger emporgeschneilt und hatte Georg an der Kehle gepackt, daß dieser anfänglich mit dem verzweifeltsten Feinde einen schweren Stand hatte. Doch bald gewann des jungen Mannes Gewandtheit und Jugendkraft die Oberhand über die Stärke und Behendigkeit des Hirten. Ein grimmiges, wütendes Ringen — ein Aufbieten aller Kräfte von beiden Seiten — und endlich lag der Botav übermannt und ohnmächtig keuchend rücklings niedergestreckt, worauf er mit Hilfe der übrigen bald völlig überwältigt, gebunden und hinauf ins Freie gebracht ward.

Während nun der Haufe den Brandleger abführte und einige schreien, man solle ihn sogleich vor den Richter bringen, da schlug der Botav ein höhnißches Lachen auf. „Vor den Richter“, rief er, „wollt ihr mich bringen? Beim Teufel! Erspart eurem Richter die Mühe, mich zu verhören, denn er wird nun bald selber verhört werden! Ja, nun bin ich so wie so verloren und er ist der Anlaß. Wohlun, so soll er zugleich mit mir verloren sein!“

6.

Eine Woche nach diesen Vorfällen, sprach man im Ort und der Umgegend beinahe von nichts anderem, als vom entsetzlichen, doppelten Unglück, das den weithin bekannten

reichen Wortmann gleich nach seiner Erwählung zum Richter betroffen. Sein Hof mit allem darauf befindlichen Besitztum sei durch die böswillige Brandlegung des Hirten, mit dem er früher in vertrautem Umgange gestanden, bis auf den Grund zerstört und verwüstet. Auch sei beim Brande der Notär, des Wortmanns eigener Schwiegerjohn, auf schreckliche Weise verunglückt und ums Leben gekommen, indem er vom Schrecken betäubt und vom Wein umnebelt, im brennenden Haus durch einen stürzenden Balken erschlagen worden sei.

Der Hirte aber, der durch die Brandlegung sich nur erst am Wortmann habe rächen wollen wegen einer ihm zugefügten Beleidigung, sei hinterher auf der That ergriffen worden und habe durch seine Aussagen dann den Richter völlig ins Verderben gestürzt. In seiner Wut und Verzweiflung habe er beim Verhör Dinge an den Tag gebracht, die den neuen Richter um Amt und Ehre bringen, und wahrscheinlich auch noch ärgeres zur Folge haben werde. Viele Leute, die schon früher her dem Wortmann nicht gut gewesen, seien nun durch sein Unglück ermutigt gleichfalls gegen ihn aufgestanden und hätten ihre Anklagen gegen ihn erhoben. Er sei beschuldigt der untreuen Verwaltung von Gemeindegütern, deren Erträgnisse er für sich verwendet habe. Er habe um seines eigenen Vorteils willen die Walachen begünstigt und sei mit ihm verwickelt in einen verbotenen Schleichhandel mit Rumänien. Auf Angabe des Hirten habe man im Keller des Wortmanns noch solche verbotene Sachen gefunden. Wegen all' dieser Anklagen sei der Prozeß gegen den Unglücklichen begonnen und schwerlich werde er sich je wieder herauswickeln können.

Seither war ein Jahr vergangen. Im Hause des verstorbenen Notärs auf dem Krankenbette lag der

W o r t m a n n. Um ihn her standen seine Frau, seine Tochter, die junge Witwe und Georg.

Wer hätte den stattlichen, kräftigen Mann jetzt wieder erkannt? Was war seit einigen Monaten aus ihm geworden?

Bleich, hohläugig und abgezehrt, zum Entsetzen, lag er da und es schien mit ihm zu Ende zu gehen.

So hatte der Donnerschlag des Unglücks ihn zerschmettert; so die Schande und Schuld verzehrt und vernichtet!

„Wenn er nach dem heftigen Ritt nur nicht den jähen Trunk gethan hätte!“ flüsterte die bekümmerte Frau der Tochter zu, „er wäre gewiß nicht in die Krankheit verfallen.“

„Laß gut sein,“ entgegnete mit hohler Stimme der Kranke, der die Worte vernommen, und nun sein schmales Gesicht, über welches ein seltsames Lächeln zuckte, nach seiner Frau hinwandte, — „der Trunk war gut, o der Trunk war gut! denn er befreit mich bald von meinem Elend“. — — „Siehst du Frau?“ begann er dann wieder, „du hattest damals doch Recht — weißt du, damals, als du sagtest, der R e i c h t u m wäre nicht notwendig zum wahren Glück des Menschen. Ja, ja, jetzt fühl ich das, jetzt seh ich's ein! Und auch die E h r s u c h t! die Ehrsucht! Ach, ach, — und im Grunde wollte ich ja nichts anders, als nur das einstige Ansehen meiner Familie wieder herstellen! Möge mir Gott verzeihen, wenn ich dabei zu weit gegangen und auch unrechtmäßiger Mittel mich bedient habe!“

„Grämet euch nicht zu sehr, Vater!“ sprach mit thränenden Augen die Tochter. „Es fehlt euren Feinden an so manchen Beweisen; es kann sich in eurem Prozeß noch so manches zu euren Gunsten wenden“.

„Still! still vom Prozeß! Ich werde das Ende desselben nicht mehr erleben. Ich bin schwach; und wir haben noch

wichtigeres zu reden! Komm her, Georg. — gieb mir deine Hand!“ — Und die abgekehrte Rechte dem jungen Manne entgegenstreckend, fuhr er mit großer Bewegung fort: „Georg! Ich habe dir einst großes Unrecht gethan und dich trotz meines Versprechens zum Soldaten fangen lassen. Vergieb mir das, Georg!“

„Es ist euch schon längst vergeben!“ entgegnete dieser. „Ja, ich bin euch zu Dank verpflichtet, daß ich durch euch in die Welt und unter Menschen kam; denn das war mir zum Heil und hat mich zum rechten Manne gemacht“.

„Nicht so; du sollst mich nicht durch deinen Dank beschämen! — Aber sieh, ich möchte es wieder gut machen, wenn du es nur also annehmen willst. Sieh da: du und unsere Martha dort hattet euch einst lieb. Ich weiß es, eure Neigung für einander war niemals gänzlich erloschen und jetzt, seitdem du gekommen bist, ist sie von neuem wieder aufgewacht. Fast schäme ich mich, dies zu sagen; doch sieh, wenn du noch willst, — sie ist kinderlos und noch keine Bettlerin!“

„Amen!“ sprach die Mutter, indem sie die Hand der Tochter ergriff und diese Georg zuführte. „Ich wußte es damals wohl, daß sie tausendmal lieber dich, als den unglücklichen Notär geheiratet hätte, und hätt's euch beiden auch gerne gegönnt; — nun so möget ihr von jetzt an um so glücklicher sein!“

Der Wortmann war schwächer, aber auch ruhiger geworden, denn wenigstens ein Unrecht hatte er gesühnt. „Gott segne euch, meine Kinder!“ hauchte er leise und sank dann zurück in die Kissen. Nach wenigen Tagen verschied er, mit dem einen Trost und der einen Freude, das Glück seiner Kinder neu begründet zu haben.

7. Schön Suschen.

1. Dort reitet mein Hans die Gasse herab;
die Freude durchzittert mich ganz;
er reitet so stolz in gemächlichem Trab!
's ist keiner so schlank wie mein Hans.
2. Er hat mich gesehen! Jetzt nickt er mir zu!
Sein Auge sprüht freudigen Glanz;
du lieber, herziger Bursche du!
's ist keiner so hübsch wie mein Hans.
3. Und morgen ist Sonntag, wie wird er mich drehn
im Reigen beim fröhlichen Tanz;
er schwingt mich, daß mir die Sinne vergehn!
's ist keiner so flink wie mein Hans.
4. Bald machen wir Hochzeit! — Ja schaut mich nur an! —
Dann trag ich den bräutlichen Kranz,
und er wird mein braver, mein stattlicher Mann,
's ist keiner so treu wie mein Hans.

W. Hermann.

8. Was Frauen aus ihren Männern machen können.

Der Jakobijahrmarkt in dem Marktflecken P. neigte sich seinem Ende zu, und da ging es in dem Orte her, wie es eben bei solcher Gelegenheit zu gehen pflegt: lärmendes Treiben in Buden und Schenkhäusern, und auf dem Markt und in der Hauptgasse ein buntes Gewühl von geschäftigen oder abziehenden und heimtreibenden Jahrmaktsleuten.

Nach der Bräuwirt, der nahe am Marktplatz dort in dem gelben Eckhaus seine Bierwirtschaft hielt, hatte das Haus volllauf mit Gästen gefüllt. Seine beiden Stuben waren von allerlei zechendem Volk so vollgestopft, daß niemand mehr Platz an den Tischen fand und viele der Herzubrängenden mit trockner Kehle wieder davongehen mußten. Denn die Wirtschaft hatte guten Ruf und man sah es den Gästen an, daß sie sich hier außerordentlich wohl und behaglich fühlten.

Im bessern Zimmer saß um einen der Tische ein Kreis von jungen Männern, welche sich gar fröhlich unterhielten und mit ihrer Heiterkeit alle übrigen Gäste der Stube überstimmten. Es waren junge Bauern, denen man es schon an ihrer Kleidung, als auch an Benehmen und Rede gleich anmerkte, daß sie zu den bessern und gebildeteren ihres Standes gehörten. Zwischen ihnen saßen mehrere Landschullehrer und Studenten, die den Ton angaben und die Unterhaltung in frischem Zuge erhielten. Sie waren alle von den umliegenden Gemeinden her und unter einander wohlbekannt und vertraut, und an der Gemütlichkeit der Unterhaltung konnte man sehen, wie sehr sie sich freuten, daß der Jahrmarkt sie hier wieder einmal zusammengebracht.

Die Gesellschaft hatte schon mehrere fröhliche Trinklieder erschallen lassen und sollte eben wieder ein neues Lied anstimmen, als einer der Männer seinem Gegenüber mit dem Rufe: „Auf das Wohl deiner schönen und reichen jungen Frau, Bruder Georg!“ einen vollen Becher zutrank.

Und gleich darauf fielen mehrere Stimmen ein: „Gott erhalte euch beide zusammen! — Der hat aber auch ein Glück gemacht! Der kann sich was einbilden!“

Nur wie nebenbei erscholl nachträglich dann noch eine Stimme:

„Nuch deine, Freund Peter, soll leben — deine Rätthe!“

Die beiden jungen Männer, denen die ausgerufenen Glückwünsche gegolten, saßen einander schief gegenüber. Der erstere, welcher ein bildschöner Mann war mit sanften männlich-ernsten Zügen, schien von dem schmeichelhaften Zuruf freudig berührt, denn er erhob sich lächelnd und dankte. Die harten und wilden Züge des letztern dagegen überflog eine Flammerröthe und sein Blick senkte sich in das Glas, während er schweigend den Dank nachtrank. Beide aber schienen von dem Augenblicke an ihre heitere Stimmung verloren zu haben, denn sie wurden allgemach stille und blieben selbst während des nächsten Rundgesangs stumm und nachdenklich.

Da traten einige Frauen ein, zwei junge und eine ältere. Sie waren nach ländlicher Sitte sehr wohl gekleidet und trugen in den Händen große buntgestreifte Taschen und Polsterzüge, die mit allerlei Einkäufen gefüllt waren. Ihre suchenden Blicke richteten sich beim Eintritt in die Stube sofort auf die lustige Trinkgesellschaft und sie wußten auch trotz des dichten Gedränges, das in dem Raum herrschte, ihren Weg zu dem Tische gar wohl zu finden. Die ältere der Frauen betrachtete den Kreis der Bechenden eine Weile mit eigentümlichem Lächeln. Dann trat sie nahe zu dem jungen Manne heran, auf dessen Frau man zuerst getrunken hatte und rief ziemlich laut in den Gesang hinein:

„Na hoi! Es ist angespannt, der Wagen steht vor dem Thor!“

Statt aller Antwort streckten sich ihr ein halb Duzend Biergläser entgegen und unter dem Jubel des Gesanges riefen ihr mehrere Stimmen zu, sie solle doch lieber dableiben und durch Annahme eines Trunkes die Gesellschaft ehren.

Aber die Alte zeigte keine Lust, einen Tropfen der ihr

angebotenen Ehrung anzunehmen, und so ergriff dann rasch eine der beiden jüngern einen Becher, nippte zimperlich daraus und sprach, indem sie ihn wieder zurückreichte: „Ja ja, es ist angespannt Georg, und jetzt mach, daß wir heim kommen!“

„Nur ein Paar Augenblicke noch,“ erwiderte dieser, „bis ich meine Beche bezahlt habe und —“

„Hoi hoi!“ ermahnte die Alte, „nur geschwind, es ist nicht mehr lange Zeit zum Warten!“

„Er wird doch nicht jetzt schon fort sollen, wo wir uns gerade am besten unterhalten!“ riefen einige von den Tischgenossen den Frauen zu. „Lasset ihn noch ein Weilchen und erweist uns die Freundschaft, euch zu uns zu setzen, — wir wollen euch Platz machen.“

„Nein, nein, das geht nicht,“ erwiderte die junge Frau, deren Schönheit den Beweis dafür lieferte, daß sie diejenige sein mußte, um deretwillen man vorher den jungen Mann glücklich gepriesen hatte. „Das geht nicht“; wiederholte sie noch einmal mit scharfer Bestimmtheit, „wir müssen heim und er darf nicht länger hier bleiben.“

„Bist du so streng geworden, schönes Boorchen, seitdem du eine Hausfrau geworden bist?“ rief ihr einer der jungen Landleute zu. „Was hat dein Mann jetzt so Nötiges daheim zu thun? Laß ihm doch noch ein Bißchen die Freude, weil es just Jahrmart ist!“

„Herr Wirt, kommens und machens hier meinem Schwiegersohn die Rechnung!“ rief da die Alte.

Darüber war der Gesang in Unordnung geraten und verstummt. Der Wirt trat heran und rechnete mit lauter Stimme dem jungen Mann vor, was er angeschafft und gegessen: „Zweimal Gebratenes — drei Halbe Bier und dann noch einen halben Eimer extra, den der Schwiegersohn für

die Gesellschaft angeschafft — macht alles zusammen einen Gulden und achtundzwanzig Kreuzer.“

Das Gesicht der Alten verlängerte sich zusehends beim Anhören dieser Rechnung. Die Gesellschaft hingegen wurde sofort wieder lauter und forderte, der Georg solle von dem halben Eimer auch trinken, den er kurz zuvor angeschafft hatte.

„Nein, er hat schon genug getrunken,“ versetzte die junge Frau, und unversehens faßte sie den Georg am Arme und wollte ihn emporziehen.

„Thu mir's doch nicht an, mich zu ziehen,“ sagte der junge Mann unwillig und das Blut stieg ihm in das Gesicht. „Ich kann schon auch allein und von selbst aufstehen!“

„Na so komm!“ sagte die Frau.

„Na so hoi einmal!“ rief die Schwiegeralte.

„Setz darfst du erst recht nicht gehen,“ lachten die übrigen, „denn sonst müssen wir alle glauben, du hättest deine Hofen gegen den Weiberrock deiner Frau vertauscht!“

„Kleiner Mann will große Frau haben, he juchhe!“ stimmten jetzt einige spottend an; und während des lustig erschallenden Liedes, — in welchem es heißt: daß ein armes Ehemännlein von seinem bösen Weib mit Wollespinnen geplagt und schließlich von demselben noch geprügelt und ins Butterfaß gesteckt wird, — wurden die Mahnungen der beiden Frauen immer lauter und zudringlicher.

Der junge Mann, der bisher seine Verlegenheit und seinen aufwallenden Unwillen ziemlich bemeistert hatte, fühlte sich durch die Mahnungen immer mehr verletzt und entrüstet. Er wäre so gerne den Frauen gefolgt und hätte die Gesellschaft verlassen. Doch durfte er die Gesellschaft jetzt nicht verlassen, weil er sich in den Augen seiner Genossen als ein armjeliger Ehemann, — — der, kaum verheiratet, schon unter

der Herrschaft der Weiber stehe, — gezeigt und lächerlich gemacht hätte. Das schallende Lied erklang ihm wie ein Hohn in den Ohren und wie eigens auf ihn gemacht. Nein, noch eine Viertelstunde, noch zehn Minuten mußte er jetzt bleiben, um doch den Kameraden zu zeigen, daß er aus freien Stücken gehe und seinen eigenen Willen habe!

Dazu ließen ihm jedoch die Frauen keine Zeit. Denn in diesem Augenblicke hatte ihn die Zunge schon wieder beim Arme ergriffen und die Alte zog ihm das Glas vom Platze weg.

Da konnte der junge Mann sich nicht mehr halten. Kochend vor Zorn und Scham sprang er auf und schrie: „Und jetzt werde und will ich nicht gehen! So wahr mir Gott helfe, jetzt bleibe ich hier, und ihr sollt es erfahren, was für eine Schand ihr mir heute habt angerichtet!“ Und gleich darauf setzte er sich wüthig nieder und stemmte beide Arme auf die Tischfläche hin.

„Na da höre man, wie er gleich aufbegehrt!“ rief die Alte — wie zu ihrer Entschuldigung, — im Innern aber voll Grimm über den widerspenstigen Eidam. „Na also wenn er nicht kommen will, so bleibe er meinethalben bis übermorgen! Komm Sara!“ Und damit nahm sie ihren Polsterzug und kehrte der Gesellschaft den Rücken. Mit einem kurzen: „So wirst du ja sehen, wie du nach Hause kommst!“ schloß sich die schöne Zunge der Mutter an und beide verließen eilig die Stube.

Es war ein Mißton in die Gesellschaft gekommen durch den stattgefundenen Austritt. Den meisten war es unbehaglich, ja fast unheimlich zu Mute geworden und alle blickten bald vor sich hin in ihre Becher, bald auf den jungen Mann, der noch immer stumm und in sich gefehrt da saß.

„Armer Georg!“ flüsterte einer der Gäste seinem Nachbar

ins Ohr, „hätte sich der das geträumt, als er vor drei Monaten freien ging!“

„Von der Alten ist es bekannt“, versetzte der Nachbar, „aber die Junge! Wer hätte von der das geglaubt, als sie ein Mädchen war!“

„Wehe ihm, wenn er jetzt nach Hause kommt!“ flüsterte ein anderer. „Und habt ihr gesehen, was für Augen die Schwieger machte, als der Wirt ihm die Rechnung sagte?“

„Und er ist der solideste Mensch von der Welt, der sonst nie ein Wirtshaus besucht und so ordentlich lebt, wie kein zweiter in unserem Dorfe,“ fiel einer der Lehrer ein, welcher Kantor war in dem Heimatsorte Saras und Georgs. „Ich kenne ihn ganz genau“, fügte er hinzu, „er hält etwas auf sich und besitzt starkes Ehrgefühl; und eben darum, fürchte ich, wird es da einen schlimmen Ausgang nehmen.“

So gingen die Äußerungen am Tische hin und her und man bedauerte den noch vor kurzem so glücklich gepriesenen Georg von Herzen.

Da richtete sich die Aufmerksamkeit der Tischrunde auf eine neue Person. Die junge Frau nämlich, die mit den beiden andern vorher zugleich eingetreten und stille und von niemand beachtet beiseite gestanden war, trat jetzt zu ihrem Manne heran. Sie war keine schöne, aber eine recht freundliche und anmutige Erscheinung. Und wie sie nun so hinter dem Manne stand und ihm die Hand auf die Schulter legte, so war es allen, als würden sie von einem drückenden Mißbehagen befreit, und eine bessere, freundliche Stimmung gewann bald wieder die Oberhand. Man wandte sich ihr auch augenblicklich von allen Seiten zu; und da man sich vorher wenig um sie gekümmert hatte, so erfuhr sie jetzt doppelte Rücksicht und Aufmerksamkeit.

„Willst du denn auch schon nach Hause fahren und deinen Mann abrufen?“ ward sie gefragt.

„Wohl bin ich wegen der Heimfahrt gekommen“, erwiderte sie, „aber wenn mein Mann noch Lust hat zum Bleiben, so will ich gerne warten, denn ohnehin ist ja jetzt zu Hause keine dringliche Arbeit und die Gesellschaft hier unterhaltlich und angenehm“.

Ein lautes „bravo!“ der ganzen Tafelrunde erfolgte auf diese Antwort. Der Wirt mußte sogleich einen Stuhl herbeischaffen, und da saß dann das Weibchen, halb neben, halb hinter ihrem Manne, und gab den Männern Bescheid auf ihre Fragen und Scherzreden, während sie sich dabei öfter zu ihrem Gatten neigte und sich ihm freundlich erwies in Mienen und Worten. Und bei alledem wußte sie sich mit so viel Geschick und Anstand zu benehmen, daß sie sich gar nichts vergab, weil sie als das einzige Weibsbild da allein unter den Männern saß. Ja auch auf diese selbst übte ihre Anwesenheit einen geheimen Zauber aus, denn sie wurden offenbar feiner und sittiger in ihrem Verhalten, seitdem die feine sittige Frau unter ihnen saß.

Und merkwürdig! Auch mit ihrem Manne war eine Veränderung vorgegangen, — eigentlich schon früher, — aber doch hauptsächlich erst von dem Augenblicke an, da sie an seine Seite getreten war. Als ihm zuvor ein Freund den nachhinkenden Glückwunsch auf seine Kathrine gebracht hatte, da war er erötet; — als die drei Frauen eingetreten waren, so hatte er mit den Zähnen geknirscht und hastig den Rest seines Bierglases hinuntergestürzt; — dann, als die schöne junge Frau den armen Georg vor der Gesellschaft bloß stellte, hatte er erst gestaunt und dann boshaft gelächelt. Aber jetzt, — jetzt waren seine Züge allgemach milder und heller

geworden und er fühlte sich — er wußte nicht, wie es kam — von einem Wohlgefühl der Freude und der Genugthuung erfüllt; und eine ganz besondere Lustigkeit überkam ihn, so ganz anders, wie es sonst bei ihm der Fall war.

Während die junge Frau aber sich gerade wieder zu ihm hinwandte und ihn fragte, ob er nicht etwas essen wolle, so geschah abermals etwas, das die ganze Gesellschaft in Erstaunen versetzte. Denn da erhob sich Georg, so groß und hoch wie er war und mit voller Stimme rief er über den Tisch: „Bier her, Wirt! Einen Eimer Bier her auf meine Rechnung!“

Ein gewaltiges Gelächter erfüllte die Trinkstube, aber nicht Spott bedeutete es, sondern Beifall und Triumph über die abgefahrenen Weiber. Und von diesem Augenblicke an war der bis jetzt so niedergeschlagene Georg ein anderer Mensch. Es war, als sei er umgewandelt, als habe er plötzlich und vollständig umgeschlagen. Natürlich erhielt auch die Heiterkeit der Gesellschaft durch diese unerwartete Wendung einen neuen Schwung, wenn auch die Haltung nicht immer die maßvollste blieb. Aber von allen der tollste und ausgelassene war und blieb unser Georg, der mit aller Gewalt die bittere Kränkung übertäuben wollte, die ihm widerfahren war. Bald ließ er auch noch einen zweiten Eimer anrücken; — seinem Beispiel folgten andere.

„Willst du auch noch von deinem dritten Eimer mittrinken?“ fragte das junge Weib, als sie es für Zeit hielt, aus dem Kreise sich zu entfernen, indem sie ihren Gatten mit einem bittenden Blick anschaute.

„Geh, lieber Peter,“ flüsterte ihm der Kantor zu, welcher sein Nachbar war, indem er ihm heimlich die Hand drückte. „Geh jetzt, mein Freund, denn du hast eine brave Frau

und sie hat dir mehr zu Gefallen gethan, als du füglich von deinem Weibe verlangen kannst“.

Und der Peter stand auf und ging, willig seinem Weibe die Hand reichend, und beide entfernten sich stille, ohne von der Gesellschaft bemerkt zu werden.

2.

Wie verschieden die Stimmungen und Empfindungen waren, die mit den nächsten Morgen in die beiden Häuser unserer jungen Eheleute einzogen, werden wir nun bald erfahren. Doch müssen wir zuvor mit der Vergangenheit unserer Bekannten, die unter sich in einem eigentümlichen Verhältnis zu einander standen, etwas vertrauter werden.

Die jungen Leute Georg und Sara und Peter und Käthe lebten in ein und demselben Dorfe und waren erst seit kurzem verheiratet. Ihre Verbindung war sehr rasch und unter besondern Umständen vor sich gegangen. Der junge Peter nämlich hatte, als er noch ein Bursche war, ein scharfes Auge auf die schöne Sara gehabt, nicht nur weil sie schön, vielleicht die schönste des Dorfes war, sondern auch darum, weil sie zugleich zu den reichsten Töchtern desselben gehörte und eine Verbindung mit ihr nur Behagen und Ansehn versprechen konnte. Er hatte deshalb auch beizeiten die schöne Maid umworben und keine Gelegenheit versäumt, um sie für sich zu gewinnen.

Sara hatte anfänglich diese Bewerbungen sehr freundlich aufgenommen. Denn es that ihr wohl, von dem vielbegehrten Burschen vor so vielen Mädchen des Dorfes ausgezeichnet zu werden; und der Bursche selbst hatte ihr aufrichtiges Wohlgefallen gefunden. War doch Peter aus guter Familie und dazu ein Kerl wie ein Husar, das heißt: neben seiner

Tüchtigkeit hatte er etwas Kühnes, verwegenes in seinem Wesen, was den Weibern besser gefallen soll als Sanftmut und Frommheit. Freilich konnte es hiewiederum Bedenken erregen, daß er sehr leidenschaftlicher Natur war und einen deutlichen Hang zeigte zum Trunk und zur Ausschweifung, aber das übersah man leichtlich, denn man traute sich zu, daß der „wilde Piz,“ wie man ihn nannte, unter dem Regiment des ehelichen Lebens diese Eigenschaften von selbst bald ablegen werde. So war dann Peter einige Wochen hindurch so gut als der erklärte Verlobte Saras gewesen.

Da geschah es eines Tages, daß die schöne Sara kalt und kaum seinen Gruß erwidern an Peter vorübergegangen war. Peter war ihr nachgelaufen, aber Sara war wie umgewandelt, kurz und ausweichend in ihren Reden. Peter geriet außer sich; er stürmte in der Geliebten Haus; aber Mutter und Tochter ließen ihn mit eigentümlich abweisendem Lächeln stehen. Was war denn hier vorgefallen? Das hatte seine guten Gründe! — Denn es war eines Abends, und zwar sehr spät, als fast alle Leute schon schliefen, eine Frau zu Saras Mutter gekommen, und diese Frau war niemand anders, als — unseres Georg Mutter gewesen.

Da hatten nun beide Frauen ein gar langes und heimliches Gespräch miteinander, waren dann gar freundschaftlich und unter vielen Händedrücken erst um Mitternacht von einander geschieden, und am andern Morgen hatte die Alte ihre Tochter Sara ebenfalls in ein langes Gespräch genommen. Und Sara war nicht nur ein eitles und hochstrebendes, sondern auch ein sehr verständiges und kluges Geschöpf, welches das Bessere vom Guten sehr wohl zu unterscheiden verstand und dem die vernünftigen Reden der Mutter gar bald einleuchteten.

Aus den angestellten Vergleichen und Prüfungen hatte sich folgendes ergeben: Georg war der einzige Sohn seiner Mutter, — Peter hatte noch einen Bruder und zwei Schwestern neben sich. Georg hatte einen sehr schönen Hof in der Hauptgasse zu eigen; — Peter hatte wohl auch einen solchen zu erwarten, aber der stand nur in einer Nebengasse. Georg hatte in jedem Feld acht bis neun Joch Acker aufzuweisen und besaß außerdem noch am Fluß fettes Wiesenland; — Peter zählte kaum fünf Ganze im Felde; und wenn er auch etwas mehr Wiesenland aufzeigen konnte, so war dieses doch nur zwischen den Rohrbrüchen gelegen und somit schlechter als des Georg seines. Nahm man nun dazu noch Georgs tadellosen Ruf und fleckenlosen Lebenswandel, sowie seine schöne einnehmende Gestalt, so war es kein Wunder, wenn das Jünglein an der Wage, mit der die Frauen die beiden Burschen abwogen, sich rasch zu Gunsten Georgs neigte, und die Schale des armen Peter wie mit Spreu gefüllt in die Luft schnellte.

Also ließ Sara den wilden Peter laufen, der ohnehin noch nicht so fest in ihrem Herzen saß, und wandte sich dem schönen und braven Georg zu, der, nachdem ihm einmal seine Mutter den Weg bereitet, gar bald mit allem Ernste nachgerückt kam. Denn dem Georg gefiel das Mädchen auch und er hatte sich nun eben auch „den Satz gemacht,“ jetzt zu heiraten.

Der arme Peter aber lief, als ob ihm der Kopf brenne — zuerst in die Schenke, aus der er drei Tage lang nicht zum Vorschein kam. Dann lief er auf die Nachbardörfer, wo er wiederum fast eine Woche lang zubrachte, alles nur darum, weil er von der schönen Sara hatte abfragen müssen und er keinem Menschen im Dorf mehr in die Augen sehen konnte.

Als er aber wieder nach Hause kam, da lief er schnurgerade über die Gasse in ein Haus hinein, das seinem Hof gegenüber lag. In diesem Hause wohnte ein Mädchen, von dem man im Dorfe wenig Redens machte, das aber sehr brav, fleißig, wirtschaftlich und dabei gar besonders klug und verständig war, so daß man es recht wohl als Vorbild für seine Genossinnen hätte aufstellen können. Dieses Mädchen hatte schon früher öfters nach des Peters Hause hinübergeschaut, ohne daß Peter davon eine Ahnung gehabt hätte. Und als ihn nun das Unglück mit der schönen Sara betroffen und man wußte, wie schwer er sich darüber gekränkt, so hatte sie ihn im Stillen von Herzen bei sich bedauert. Wer weiß, was sie sonst noch dabei dachte! — da nun aber der Peter so unversehens zu ihr hereingestürmt kam, so hatte sie erst ein jäher Schreck befallen und sie war verblaßt, so weiß, wie ihre Mauerwand war. Und als er gar vorbrachte, warum er gekommen und daß er ihre Hand begehre, so hatte sie das noch mehr erschüttert und sie wollte es nicht recht begreifen. Am andern Tage, da auch die Mutter ihr zugeredet und übrigens das Herz schon lange sie zum wilden Peter gezogen, da hatte sie ihm zugesagt.

So hatte dann der Peter die Käthe geheiratet und dabei alles mit solcher Eile betrieben, daß er noch früher als Georg seine Hochzeit ausrichtete, — alles fast nur aus Troß wider Sara und wider die Leute mit ihren Mäulern, denen er damit zeigen wollte, wie rasch er eine Frau haben könne, wenn er nur wolle.

Das also waren die Umstände, unter welchen die beiden Ehen geschlossen worden waren. Sonderbar und doch auch wieder nicht sonderbar; denn tausende von Ehen in Stadt und Land kommen in ähnlicher Weise zusammen. Das hätte

nun weiter nicht viel auf sich, wenn nur nicht die Frage vergessen würde: wie werden diese Leute späterhin als Mann und Frau mit einander leben? Taugen sie zu einander und haben sie den aufrichtigen Willen, einander in allem entgegenzukommen? Ganz außerordentlich viel kommt es besonders auf das Benehmen der Frau an; und was eine edle, kluge Frau an ihrem schlimmen Mann und hinwiederum eine schlimme Frau an ihrem guten Mann ausrichten kann, das soll uns eben diese Geschichte zeigen.

Der guten Rätze waren die Schattenseiten Peters bekannt gewesen und eben deswegen hatte sie eine Weile geschwankt und mit sich einen Kampf bestanden. Allein sie wußte auch, daß Peter trotz seiner gefährlichen Eigenschaften doch kein verdorbener Mensch war und daß er im Grunde genommen ein gutes, empfängliches Herz hatte. Auf dieses hin und weil sie ihn liebte, hatte sie es in Gottes Namen gewagt und ihm ihre Hand gereicht. Ein gewisses Gefühl sagte ihr, daß ein solcher Mann durch eine kluge und vorsichtige Behandlung sich doch werde ändern lassen, und die Kraft und Fähigkeit, dieses auszuführen, spürte sie in sich. Ob er sie aber auch liebte und ob Liebe ihn zu ihr geführt? — Das war es eben, was sie anfänglich in Angst und Trauer versetzt hatte. Doch hatte die glückliche Vorahnung, daß mit der Zeit noch alles gut werden könne, ihr über alles Bangen hinweggeholfen.

Jetzt waren sie Mann und Frau und nun galt es, ihre Fähigkeit zu erweisen. Und da sagte ihr denn ein richtiges Gefühl von vornherein, daß es unklug, ja geradezu verkehrt und gefährlich wäre, wenn sie den Leidenschaften und Neigungen ihres Mannes entgegentreten wolle. Freilich nahm sich auch Peter in den ersten Wochen zusammen und

bezähmte sich; aber dennoch machte sich seine ungezügeltere Natur manchmal Luft und es zeigte sich bald, daß er es auch in der Ehe so weiter fort treiben wolle, als er es als Bursche getrieben hatte. Seinem Auge blieb es noch verborgen, was für einen Schatz er an seinem Weibe besaß, und der Grimm über seine mißlungene Freiergeschichte begann immer wieder, sich in ihm zu regen. Käthe sah es und es betrückte sie; allein sie verzagte nicht und fuhr fort, in ihrer Weise zu handeln.

Das stellte sie aber so an: Wenn der Peter ins Wirtshaus ging, dann fragte sie niemals: „Wann kommst du wieder?“ weil sie wußte, daß sie ihn damit belästigen mußte. Sondern sie sagte: „Ich will dir ein gutes Essen fertig halten für deine Heimkehr, — was willst du am liebsten?“ Und das sagte sie darum, weil sie wohl wußte, daß der Mann dann umso früher und lieber nach Hause kommt, wenn er weiß, daß Daheim ein gutes Essen auf ihn wartet. — Ueberhaupt nahm sie es mit der Bereitung der verschiedenen Mahlzeiten sehr genau, was sowohl Güte und Schmackhaftigkeit, als Pünktlichkeit auf die Minute betrifft; denn sie bedachte wohl, wie viel der Friede im Hause auch schon von Kleinigkeiten abhängt. — Hatte der Peter jedoch über Durst getrunken, so zeigte sie keinen Zorn, sondern kam er lustig nach Hause, so stimmte sie — wenn auch mit Ueberwindung — in seine Lustigkeit ein; war er verdrießlich und gallig, so ließ sie ihn gänzlich in Ruhe. Bald wußte sie es übrigens auch so einzurichten, daß sie besonders am Abend, wenn sie merkte, daß es ihn zum Wirtshause zog, eine Flasche Wein auf den Tisch setzte. Sie trank ihm dann selber zu, suchte ihn während des Essens durch lustige Reden und gefälliges Wesen zu fesseln, und die Folge davon war fast

jedesmal, daß der Peter Daheim blieb und auf die Schenke vergaß.

Niemals widersprach sie ihm, niemals versuchte sie es, ihren Kopf geradezu durchzusetzen, weil sie wußte, daß sie damit nur seine heftige Gemüthsart herausforderte. War sie anderer Meinung und hatte die Ansicht, besserer Meinung zu sein, so wußte sie das so schön und treffend und im rechten Augenblick vorzubringen, daß Peter ihr keinen Widerstand entgegensetzte. Ueberhaupt verstand sie die Kunst meisterlich, ihrer Meinung und ihren Wünschen eine solche Gestalt zu geben, daß es schien, als seien sie nicht von ihr, sondern von Peter ausgegangen, oder als verstehe sich die Sache von selbst, so daß Peter sehr oft dasselbe wollte oder ankehrte, was im Grunde seine Frau gewollt hatte.

Niemals auch störte sie ihn in seinen Gewohnheiten, wie geringfügig dieselben auch sein mochten, und beachtete in allen Dingen weiße Mäßigung und bescheidene Zurückhaltung. Daß sie endlich auch in ihrem häuslichen Thun und Walten klare Umsicht und verständige Aufmerksamkeit bewies, daß alles unter ihr gehörig und pünktlich geschah und im rechten Geleise vor sich ging, das verstand sich bei einem Weibe, wie die Rätthe, von selbst. War manches in Hof, im Stall und Hause fand Peter schon gethan, bevor ers erwartet hatte. Auch pflegte sie unter anderem insbesondere darauf zu achten, ihrem Manne, wenn er vom Feld heimkam, immer rechtzeitig das Thor aufzumachen. Denn nichts kann in gewissen Ortschaften der Bauer seinem Weibe mehr übel nehmen, als wenn er bei der Heimkehr von der Feldarbeit mit Pferd und Wagen vor dem Hofthore warten muß und niemand da ist, der ihm dasselbe öffnet.

Durch dieses Verhalten hatte sich nun Rätthe zunächst die

Achtung ihres Mannes erworben — und das war sehr wichtig! Denn der Mann, dem sein Weib erst nur Achtung abgenötigt hat, wird bald dasselbe auch lieben lernen, wenn es nur sonst einige Liebenswürdigkeit besitzt. So wie umgekehrt seine Liebe schwinden muß, wenn er es nicht mehr zu achten vermag. Sie hatte aber auch noch mehr gewonnen, denn sie hatte es erreicht, daß es ihrem Manne Daheim zu gefallen anfang — und das war ebenso wichtig! Denn ein Mann, der sich in seinem Hause wohl und behaglich fühlt, denkt nicht mehr daran, sein Vergnügen an andern Orten zu suchen. So wie umgekehrt derjenige, der sich Daheim nicht zufrieden fühlt, jedenfalls einen Ersatz dafür außer dem Hause sucht.

Bis zu diesem Grade der Entwicklung war das Verhältnis zwischen Peter und Käthe gediehen, als das junge Paar den Jahrmarkt zu P. besuchte. Hier nun, in der Schenkstube des Bräuhauses, hatte Käthe den größten Sieg ihrer Klugheit gefeiert. Denn wahrhaftig es war keine Kleinigkeit, einen Mann wie Peter, der gerade bei solchen Gelegenheiten sich wie ein Fisch im Wasser fühlte und nach alter Gewohnheit nicht aufzuhören gesonnen war, bis der Becher der Lust zur untersten Reige erschöpft war, mitten aus diesem Strudel zu entführen und bei guter Zeit noch nach Hause zu bringen! Und er war ihr gefolgt wie ein Kind, das eine sanfte Hand dem Vaterhaus zuführt, ohne Unwillen, ohne Widerstreben. Welch' selige Genugthuung für Käthe, daß sie ihn der tollen Gesellschaft entrückt hatte! Mit welcher glücklicher Empfindung mag sie zur Ruhe gegangen und am andern Morgen erwacht sein!

Sie hatte es noch niemals gethan, aber jetzt — sie konnte sich nicht mehr halten — jetzt umarmte sie ihren Gatten

und küßte ihn aus dem Schlafe auf. Und er, wie er die Augen aufschlug, wie er sich besann, — wie fiel da so ganz anders sein Blick auf das Gesicht der Gattin, als früher! Es war ihm, als sei es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, — als habe er bis jetzt den Wert seines Weibes verkannt — ihm ein Unrecht gethan! Schweigend nahm er sie erst um den Hals und blieb einige Minuten in Gedanken verloren. Dann aber begann er, halb scherzhaft, halb im Ernst, selber über den gestrigen Auftritt zu reden und beichtete schließlich in einer langen und reumütigen Unterredung seiner vor Erregung zitternden und weinenden Gattin, wie er bisher so taub und blind gewesen und nun erst erkenne, welchen Edelstein er an ihr besitze.

Und so glücklich wie heute war Käthe noch niemals gewesen; denn von heute an gewann ihr eheliches Verhältnis erst den rechten und vollen Gehalt, — von heute an gestaltete es sich zu einem Leben, wie es nur volle wechselseitige Liebe schaffen kann.

Dieses plötzliche und vollständige Umschlagen im Peters Gemüt war hauptsächlich eine Folge davon, daß ihm gestern der große Unterschied und Gegensatz, der zwischen den beiden Frauen bestand, so klar und schlagend ins Bewußtsein getreten war. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Sara ihren Gatten behandelte; daraus konnte er auch auf ihr sonstiges Benehmen schließen. Und verblasen waren alle Gedanken, die ihm noch wegen der heftig begehrten Frau im Kopfe gespuckt hatten; verschwunden aller Neid und Groll, den er seinem glücklichen Nebenbuhler nachgetragen hatte! Er begehrte ihrer nicht mehr; ja er fühlte jetzt einen heimlichen Stolz, eine labende Genugthuung, wenn er seine Gattin mit jener

verglich; so wie ihn anderseits ein herzliches Bedauern ankam, wenn er des armen Georg gedachte. — —

Und zu bedauern war er wirklich, der arme Georg! — In welchem Zustande war er vom Jahrmarkt an jenem Abend gekommen! — Doch nein, nicht am Abend, — erst spät, sehr spät am folgenden Vormittag kam er, wie ein Traumwandler, am lichten Tage, mit wüstem Kopf, mit trübgeröteten Augen und mit übernächtigem Angesicht. Und oh! wie empfingen ihn da die beiden Weiber! Denn die Alte war in aller Frühe auch schon zur Tochter gelaufen, um zu sehen und zu passen, wie und wann er nach Hause komme. Wie fielen sie über ihn her, da sie sich jetzt vor fremden Augen nicht zu scheuen hatten! Georg erwiderte kein Wort, doch begehrte er endlich ein Frühstück. Aber was ward ihm für ein Bescheid! Er habe ja gestern für einen Gulden und achtundzwanzig Kreuzer verzehrt, das habe ihm wohl Sätte bis heute gehalten! das sagte ihm seine Schwiegermutter. Da befahl er der Magd, ihm ein Frühstück anzurichten, ließ es sich hinaus unter den Schopfen tragen und schlief dann im Heu mehrere Stunden lang.

Als er darauf erwachte und wieder ins Haus eintrat, fand er seine Frau allein; die Schwiegermutter war nach Hause gegangen. Er versuchte nun, ihr vorzustellen, wie unziemlich sie sich gestern benommen und daß es ihn daraufhin nicht mehr von der Stelle gelassen habe. Aber Sara ließ sich in gar keine Unterredung mit ihm ein und gab ihm entweder gar keine oder kurze und bissige Antworten. Da nahm Georg seinen Hut und ging — in das Wirtshaus. Am folgenden Tage zeigte sich Sara noch kälter und abweisender. Und Georg ging an diesem Tage zweimal ins Wirtshaus.

haus, einmal Mittags, weil er gar keine Anstalten zu einem Mittagessen bemerkte, und das anderemal gegen Abend.

Das dächte der Frau nun gar zu verbrecherisch und sie ließ, — wie das nun leider in ehelichen Angelegenheiten gar zu oft vorkommt, zu ihrer Mutter. Da wurde nun eine große Beratung gehalten, wie man Georg den Kopf zurechtsetzen und unter die richtige eheliche Botmäßigkeit bringen solle. Sie versielen auf den Gedanken, Sara solle dem Georg wenn er morgen wieder aus dem Wirtshaus komme, zuerst den Kopf recht waschen und ihm mit Ehescheidung drohen, dann solle zur Verstärkung der Lektion die Alle aus der Nebenstube heraustreten und ihm erst recht die Hölle heiß machen.

Der gute Georg aber erfuhr dieses Vornehmen der Weiber durch den Dienstknecht der Alten. Und als er nun, und zwar ziemlich berauscht, am folgenden Tag nach Hause kam und Sara anfing ihm die Leviten zu lesen, so zog er zuerst den Schlüssel, ihn im Schlosse umdrehend, von der Thür des Nebenzimmers ab, langte dann einen neuen und festgedrehten Strick von der Wand herunter und bearbeitete damit die zarten Schultern und Rückenteile der schönen Sara so lange und nachdrücklich, bis sie aus dem Hause entfloh und jammern und schreiend auf die Gasse hinauslief. Der Alten aber war der Text von ihrer Predigt entfallen. Als sie das Wettern und Toben des berauschten Georg hörte, ergriff sie gerechtes Entsetzen und eiligst riß sie das Fenster auf und entzog sich durch rasche Flucht dem drohenden Unheil. Die Leute, die sich vor dem Hause versammelt hatten, sahen daran ihr helles Wunder.

Die beiden Frauen aber, — das verstand sich von selbst — hatten nichts eiligeres zu thun, als schnurstracks zum Ortspfarrer zu laufen.

3.

Fünf Jahre waren verflossen und wieder war im Markte P. Jahrmarkt. In der Stube beim Bräuwirtin saßen wiederum einige von den uns bekannten Gästen, darunter auch Peter mit seiner Frau und der Kantor aus seiner Heimatgemeinde. Denn die Deutchen hatten ja jedesmal etwas auf dem Jahrmarkt zu thun und der Flecken lag nicht weit von ihrer Gemeinde. Käthe hatte an ihrer Brust einen Säugling und ein zweites Größeres neben sich auf der Bank. Sie sah noch immer so anmütig, aber noch viel blühender aus, wie damals vor fünf Jahren. Und auch Peters Gesichtszüge schienen bedeutend gemildert. Alle waren sehr heiter und guter Dinge, denn des Bräuwirtes Bier war noch immer gut und der Jahrmarkt begünstigte die fröhliche Stimmung.

Da trat ein Mann herein, bei dessen Anblick unsere Freunde plötzlich verstummten. Er richtete einen scheuen Blick nach dem Tische hin, wo die Gesellschaft saß, stürzte dann hastig ein Glas Brantwein hinunter, das er verlangt hatte, und verließ eilig wieder die Stube.

„Habt ihr ihn gesehen?“ riefen einige von der Gesellschaft wie aus einem Munde.

„Wen?“ fragten andere.

„Nun den Georg! das ist derselbe Georg, der vor fünf Jahren hier seine drei Eimer Bier schenkte!“

„Um Gottes Willen, der Georg! der schöne, brave, solide Georg! — Und jetzt so fahl, so hohläugig, so eingefallen und schreckhaft verändert! Wie ist das zugegangen?“

„Ja er ist verändert,“ versetzte der Kantor, „und zwar nicht nur an seinem äußern Menschen, sondern auch inwendig. das ist eine traurige, aber einfache Geschichte!“

Räthe schlug traurig die Augen nieder, der Kantor aber berichtete. „Ihr wißt,“ sprach er, „daß Georg und Sara sich eigentlich nicht aus reinem Antriebe der Liebe geheiratet hatten, sondern weil sie Gefallen hatten an ihrer Schönheit und an ihren Gütern. Trotzdem hätten sie ganz glücklich werden können, — wie es ja bei tausend andern geht, wo die Liebe erst nach der Hochzeit sich einfindet, -- wenn nicht die junge Frau alles verdorben hätte. Die schöne Sara gehörte zu jenen unvernünftigen Weibern, die nur ihren Willen im Hause durchsetzen wollen“.

„Nun können die Frauen,“ — und hiebei warf der Erzähler einen lächelnden Seitenblick auf Räthe, — „Vieles ausrichten nach ihren Wünschen, und warum sollten sie es auch nicht, da wir Männer ja nicht in allen Stücken die Weisheit gepachtet haben. Nur kommt viel darauf an, wie sie das anfangen. Und da ist nun Sara vollständig fehlgegangen. Denn anstatt ihren Mann nach kluger und feiner weiblicher Art für sich zu gewinnen, — was vernünftige und gemüthliche Männer sich immer gerne von ihren Ehefrauen gefallen lassen, — so behandelte sie ihn immer spitzaus und schroff zurückweisend. Ihre Wünsche und Anfehrungen klangen beinahe wie Befehle, und das Wörtchen „du sollst!“ kam fast in allen ihren Reden vor. Mit dem Essen und anderen Bequemlichkeiten im Hause nahm sie auf ihn fast keine Rücksicht und er mußte vorlieb nehmen mit allem, wie es ihr gefiel. Kam ein kleiner Zwist zwischen ihnen vor, dann zog sie gleich ihre Mutter zu Hilfe und argwöhnisch bewachten die beiden Frauen alle seine Schritte und Tritte.“

„Das alles ließ sich der gutmüthige Georg gefallen und lebte eingezogen und ordentlich, daß man ihn als Muster für alle Männer aufstellen konnte. Doch mußte ihn eine

solche Behandlung mit der Zeit verbittern, denn er gehörte zu den Naturen, die vieles vertragen, aber wenn das Maß übertoll wird, dann außer sich geraten und mit einem Male alle Fesseln zerreißen. Und nun kam es! — Ihr erinnert euch an den Auftritt, der damals an diesem Tische hier vorfiel. Von diesem Tage an schreibt sich das Unglück des armen Georg eigentlich her, so wie — du brauchst nicht zu erröthen, Käthe und — so wie dein Glück, lieber Peter! Dort ward ein vielversprechendes Eheband durch den Unverstand einer Gattin zerrissen, und hier ein noch unsicheres durch die Klugheit einer andern für die Dauer befestigt. — Ja, ja, Käthe, ich weiß alles, denn dein Mann hat mir's schon längst erzählt!“

„Und was wars mit dem Georg weiter?“ frag einer von der Gesellschaft.

„Sehr wenig — oder auch sehr viel, wie ihr es nehmen wollt,“ versetzte der Kantor. „Drei Tage nach jenem Auftritte hier prügelte er seine Frau, — die lief zum Pfarrer und nun ging es aufs Scheiden. Der Prozeß aber zog sich in die Jahre und in dieser Zeit der starken Verbitterung ergab sich Georg einem überlichen und wüsten Leben. Da seht ihr ihn jetzt — sein Besitztum hat er durchgebracht, — verwildert, verkommen, ist er immer tiefer gesunken in den Schlamm des Lasters. Jetzt treibt ers gar mit den Pferdedieben!“

„Und die Sara?“ fragte ein anderer.

„Die ist noch immer schön und sitzt auf dem Hofe bei ihrer Mutter. Sie hat es eilig gehabt mit dem Scheiden und hatte Wunder gedacht, wie sich des Mannesvolk nachgrade um sie reißen würde. Allein sie hat sich verrechnet; es mag keiner in ihrem Reiche des armen Georg Nachfolger werden.“

„Gott bewahr uns in Frieden!“ sagte Peter. „Komm Käthe, es ist Zeit, daß wir heimfahren.“

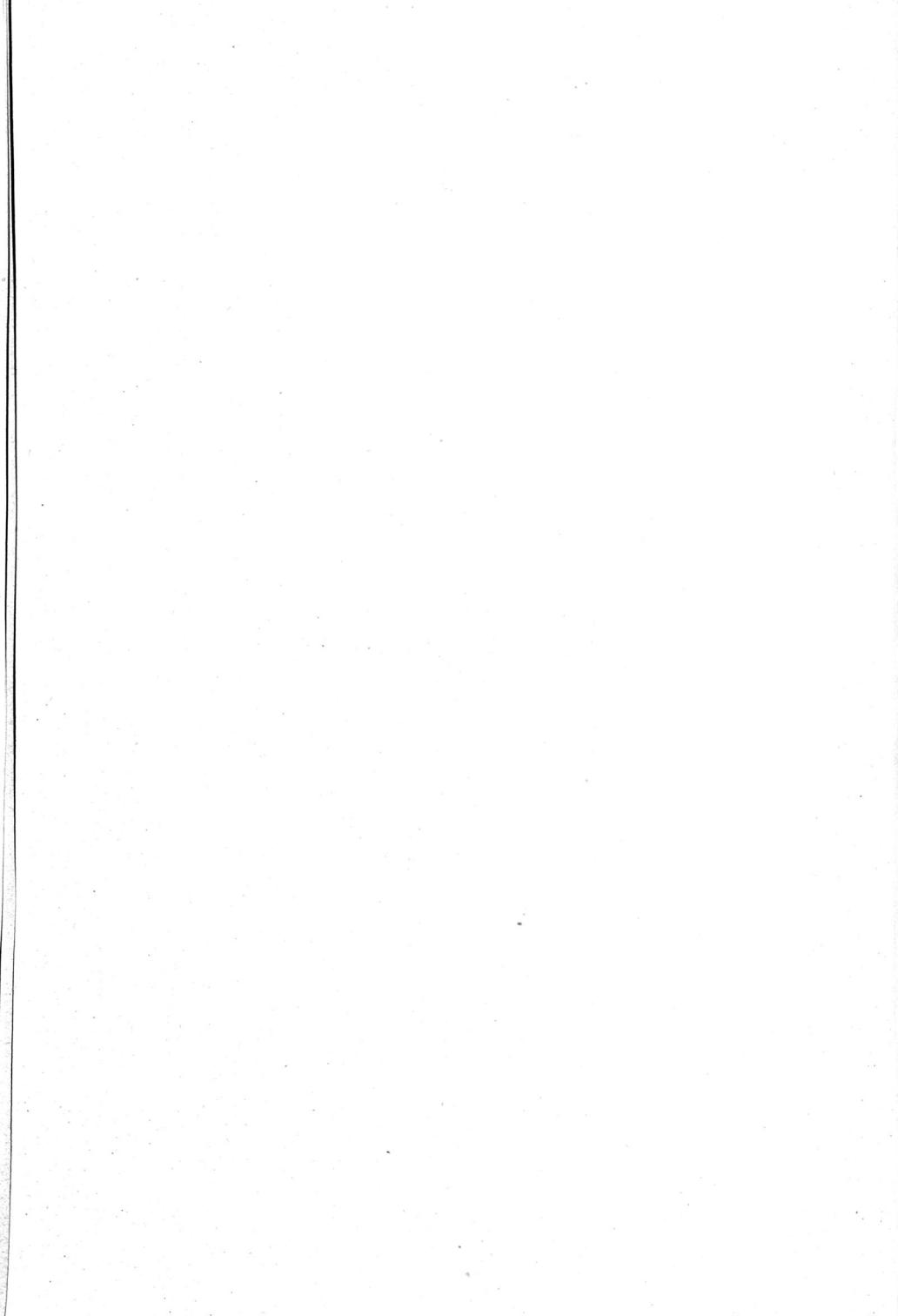
„Aha!“ lachte die Gesellschaft auf, „den treibts, — den hat seine Frau in einer prächtigen Schule gehabt!“

„Ei ja,“ lachte Käthe, „doch mit Wein und Zuckerbrod hab ichs ihm beibringen müssen. — Aber höre du Peter,“ fuhr sie darauf fort „sollen wir schon gehn, und willst du nicht einen Eimer Bier aufsetzen lassen?“

„Ja, Donner und Wetter!“ rief Peter, „heut muß ich eins zahlen, — einen Eimer Bier, Herr Wirt! — Denn dieser Tag gilt mir mehr, als mein Hochzeitstag!“

Und sie waren süßlich und tranken, und als man wiederum mit den Gläsern zusammenstieß und die Gesundheit der wackeren Käthe ausbrachte, da ward der Peter wohl wieder rot, wie vor fünf Jahren, aber diesmal nicht aus Unmut, sondern aus Stolz und Freude, und mit Begeisterung küßte er sein braves Weib vor der ganzen Gesellschaft, indem er ausrief: „Der da hab ich es zu verdanken, daß ich der worden bin, der ich bin, und ich nicht als ein Lump und liderlicher Kerl in der Welt bin untergegangen!“

III. Allerlei Heiteres.



En Klötscheprädig,

bei Gelögenhiet des geminjeme' Schulfästes der Geminnen
Hunſchbrig, Branjdref zc.

Bei Hunſchbrig am Leimpesſch.

1. Nodiem der Wrdig Härr ſenj Riäd
geanjdigt und geſchloßen,
ſe gänt mer uch un dieſer Stiäd
e Würt, leiw Fäſtgenößen ;
lat mech än diſem hñſche Kriß
á' Reimen, wei ich fon und wiß,
geckt ſachſeſch za Ech ſprechen!
2. Und terf ich et, ſe wäll ich dänn
Mech mät er Prädig maldjen,
dei ſoll am allerwörſte' Sänn
als Klötscheprädig galdjen :
Dänn am diß Klötschen, hiſch und fráſch,
Hei afem grenye' Wuſembäſch
drät ſich menj Text und Thema.
3. Lat mich menj Thema durch en Frög
bezeichnen und begränzen: —
Wei kit et, dat um hejd'jen Dög
diß Klötschen hei er glänzen? . . .
Sonſt wuörd de' Këndjern, wei er wäſt,
nor Brud beſchiert bei diſem Fäſt,
eju wör et beſchloßen!
4. Der Koi nō ſoll en jed Gemin
de Këndjerschuër bedinken
und alle För beim Schulfäſt in
Mät Brüdchern ſe beſchinken,

- heir ás ná Hunschbrig un der Roi,
 dat át dis Jugend hei erfroi —
 und át huët Klotsch gebaden!
5. Wat ás et, dat át dat Gebet
 ze Fedjer hier let feiern,
 dat át dat inig jäng Gehet
 mät Klotschen wäll gasteiern?
 Dreiwit át der Stulz, de Huffert gu
 za disem Schritt? Ei Gott bewuër!
 Döt ás der Fall mät Nichten!
6. Formör, át huët en beß're' Grängt
 mät Klotschen ze traktiren,
 menj Prädig soll án diser Stängd
 ech hei deriw beliren;
 át huët derza e' Necht beino, —
 doch ställ! dat Alles wird sich cho
 historesch gleich entwäckeln.
7. Statt nemlich wejzer long und brüd
 mät Nötjeln ech ze quiclen,
 se wäll ich en Begiwenhiet?
 ous ölder Zedj erzielen:
 dann mät er Tot vu' geidem Kloug
 huët dat Gebet Besummenhong —
 ná hirt und späht de Uren! . . .
8. An ölder Zedj — et ás en Landj
 vu' foifmol faifzig Jören —
 wör inst ás Burjelönd bedbrandj
 vu schwere' Kreggsgefören:
 Fürst Balthori, der Hällebrönd,
 et wör e' Zommer und en Schönd,
 befrejt ás wacker Väter.

9. Mát Feier, Schwürt und Kregsgeschöß
houft hië un allen Anjden,
gor munchen Burg und Kircheschloß
lög schun á' senjen Hanjden;
dó ráckt hië och kën Hunschbrig un,
döt wül hië uch deru'bekun,
dat át ze Krez siel frechen.
10. Se nöden wei en Dannerwülk
de Mouern und den Termen; —
und hië beful dem Rattnerwülk
ze schessen und ze stermen. —
Wei wird et, Hunschbrig, dir ergön?
Wei huért sedj ir dö ágedön
vum gráme' Fonjd, vum Befel! . . .
11. Doch nedj bekrit dich! Dei Döán,
dei wören uch netj Huësen,
se spirden ritterliche' Sänn
und möchten ám long Nuësen.
Wuërd och ámvrenk det Dorf verbredj,
der Hunschbriger, hië leiß sich nedj
á senjer stuërken Fëstung!
12. Setj dort dei Mouern, öldersgrö,
dö wögt et waljd und bleidig,
dö stenjden dau ir Bäter dö
und stridden hálbemeidig!
For Weiw und Kenjd mát fruhem Mekt
verguffen dort sei ánjer Blekt,
for Ir und Recht und Froihit! . . .
13. De Befel beden munchen Sturm
mát grußem Lärm und Tuëwen,

elín em wurf vu' Mour und Turm
 je ueven án de Gruewen;
 je schlege' gefe nō deitscher Wert
 māt Afes, Schwürt und Hålebuérd,
 ás Wånner dō ze Hunschbrig! —

14. Schun wör de Mour u' munchem Urt
 durchlechert und zerschoßen,
 sei awer kämpften wacker furt
 und bliwen áverdrößen.
 Dån sei besößen Frucht und Wenj
 Und Hirsch und Böstisch, Kenjd und E
 Genier, vollaß ze liewen!

15. Cho, cho, je lidden nichen Nüt, —
 elín dortous ám Luöger,
 dō fest et bold u' Hlisch und Brud,
 dō wuérd de Rächen muöger:
 der Zefel, hie hat bis gehouft
 und alle' Wurröt afgeschmouft, —
 ná klappert ám der Muögen!

16. Döt nōme' je gor bold án Uecht
 ám Schloß māt fruén Hårzen,
 dat sech der Fōndj af't Foste luügt,
 döt möcht en nichen Schmårzen. —
 Na wuért nor! Huét ir Appetit,
 mir wälle' schun — dat ech der Rit —
 en Schmouß for ech besorgen!" —

17. Af döt de Weimer öld und jång,
 dei beckén Brud und Hibbes
 und Klötschen, wei en Kattnerbång,
 je wöre' guér nei' klibbes, —

- und dot Gebetsel, wích und zuert,
wör af en gōnz besāngder Uert
gestāppt und och gesōfert.
18. Dānn schlá erjannen und erduēcht,
ām Annern dier Pāsteten
wör kensillich Feirwārk āgeluēgt
vu Pulver und Raketen.
Wier ān in biß, diēm genj et lich',
diēm flug der Teiwel ānd't Gesicht
māt Krachen, Dōmpf und Flammen!
19. Wei ná der Fōndj en noien Drāft
sich nōm kē Mour und Gruēwen,
se wurfen bei dō ous der Lāft
de Brud und Klottschen uēwen: '
der Fōndj — ās dot netch ānerhīrt?
hiē wuērd māt Klottsche' bombardirt:
„Nā ēßt, ir Hāngerledjer!"
20. De Bēkel, hāngrig, wei ir wāßt,
se mōchte' wol gruß Ugen,
eln sei mārkten wārlich nāst,
wei uērg se sech bedrugen.
Se sellen d'rīwer hīer ze Huf —
Af imōl gen' et: Piß — paf — puf
nnd fracht af alle' Setzen!
21. Wör dot e' Zōmmer ronterām
dō ān diēn Bēkelhūsen!
Se tomelden und sellen ām
und fenjen un ze lusen!
Und vun de Mouern, ous'em Schloß
dō schuß und firrd'em af se los,
dat Alles soust und wāddert!

22. Gor Muncher hat sich do de Zanjd
for áammer ousgebássen,
gor Muncher streckt sich dō behanjđ,
verperschelt und zerrássen.
Und wíer nōch glácklich kōm dervun,
dier duēcht gewáß se' Biewdōg un
det Sunschbriger Gebetsel!
23. Se zugen uēm; der Appetit
wōr ánen ná vergángen,
der Báthori wōr sir befrít,
dat ám der Spáß máßlängen: —
Befrōit wōr endlich de Gemīn,
Victoria! sung Gruß und Klin,
Te deum nos laudamus*)! . . .
24. Wel awer māt Gebēk und Schwíert
durch Gottes Gnōd ūnd Wōlden
sech Sunschbrig esu brav gewíert
und ritterlich gehōlden,
se wuērd ám for dis Hálidentōt
e' lastig Rēcht num Kruner Rōt
beschiert und zagesprochen: —
25. Et sīl, beschluß der Magistrat,
det Rēcht ám zagehíren,
dat át ze Krunen án der Stadt
za senjem Raß und Iren
Gebēk und Klōtsch weivill et wī
stēts zem Verkuf tīrft hōlde' sīl
um Wuērtbōg, als um Fretig.

*) „Herr Gott dich loben wir!“

26. Eju erhåldj dänn dis Gemīn,
 dei ech māt Laft besanjen,
 det Rēcht ám Wurzelōnd elin,
 kē' Krune' Klōtsch ze branjen.
 Bil Jor lāng huēt se't ousgeeiwt
 und āfem Stāddermuērt beleiw
 wōr īnst de Klōtsch vun Hunschbrig.
27. Nā ās dōt awer lanjst vorbei,
 vergāngen und vergeßen,
 und Krūnen wāll af chō und nei
 nor Dōmpfgebēßel ēßen. —
 Am dōt ná huēt māt Wūlbeduēcht
 hetj Hunschbrig hier senj Klōtsche'
 bruēcht
 Zem Schulfāst ān de Leimpeich!
28. Chō, wāßt ir ná, wat Hunschbrig wāll,
 dō mir es hetj hei frōien?
 At wāll bei Fāstesfrōid und Spāll
 der Wāter Rom ernōien: —
 Af dat un dōt, wat ech erzōlt
 det U'gedinken sich erhōld,
 huēt āt beschiert dis Klōtschen!
29. Senj leiwlīch Gōwen sollen ech
 bei disem Fāst erānnern,
 wei och ās Londvulk stuērk und rech
 īnst wōr un Hāldemānnern!
 Se sollen āfer Wāter Prēis
 erziēlen und ā' glecher Wēis
 for Froiht ās begīstern! . . .

30. Dát ás de árnst Moral und Er
 der lastigen Erziélung,
 mig sei de' Giewern senj zer Ir,
 de' Gowen zer Empfiélung. —
 Ir wacker Weíwer dílt se ous,
 und ir, leiw Kendj, za ihrem Schmous
 freíschit wívat — wívat Hunschbrig!

10. Das piffige Båuerlein.

Es war einmal ein Båuerlein, nichtmehr jung, sondern bereits in den Jahren, wo Arme und Beine steifer und langsam werden und man einen Trunk Wein oder Kaffee doppelt erquickend in den Gliedern verspürt. Auch der Bauer verspürte dieses — aber nicht nur seit heute und gestern, sondern das hat er sein Lebtag immer verspürt. Und so hielt er es für seine Pflicht, zu seiner Selbsterhaltung sich so oft und so viel als möglich zu erquicken. Wozu stand doch der schöne Satz: „Der Wein ist das Del des Alters?“ Freilich reichte es für den Wein nicht immer; dafür aber verlegte er sich mit Vorliebe auf den Kaffee, heißt das auf denjenigen, der in der Spiritusfabrik gebrannt wird und den auch die Husaren frühstückten. Er „that ihm gar zu gut“, dieser Kaffee, und — er kam auch billiger wie jeder andere.

Aber der Bauer hatte eine Frau, die hatte auch ihre Passionen. Sie trank gleichfalls den Kaffee für ihr Leben gerne, aber nicht den gemeinen, kalten, sondern den warmen und „süßgemachten“, wie er mit Zucker oder Honig im Dreifuß ordentlich angemacht wird. Und dieser „Süße“ erquickte für-

nehmlich alsdann ihre Seele, wenn sie mit den Nachbarinnen am Spinnrocken beisammen saß und die eine oder die andere einen guten fetten „Hubbes“ dazu brachte.

Aber sonderbar, — was sie sich selbst von Herzen gerne und bei jeder Gelegenheit vergönnte, das gönnte sie ihrem Manne nicht und zwar einfach aus Ursachen der Sparsamkeit und weil sie sich selbst doch viel näher war. So war sie denn ihrem Manne gegenüber eine rechte „Knüpf-den-Beutel“ und gab ihm zur Stillung seiner Gelüste oft wochenlang keinen Kreuzer heraus. Denn sie führte, wie ja die meisten unserer Landweiber, das Regiment und war auch die Hüterin der Hauskassa, — was nebenbei gesagt — in vielen Fällen sein Gutes, sein sehr Gutes hat.

Solcher schändliche Geiz nun wurmte den alten Mann, so daß er vor lauter Verlangen nach dem ihm kärglich zufließenden Lebenswasser schier elend und trübselig ward, und in den Weinen das Bittern bekam. „Ich habe mich“, so klagte er bei sich selbst, „den ganzen Sommer lang redlich geplagt und in Feld und Scheuer wie ein Knecht hantiert, und sie will mir zu meiner Stärkung nicht einmal die paar Sechser herausgeben? Aber wart, alte Kreuzspinne; gibst du mir nicht, worauf ich ein Recht habe, so will ich's mir selber nehmen!“

Solche Worte aber redete er just an einem Herbstnachmittag, als er auf der Tenne einen Kornhaufen zusamenschaukelte, den er eben geworfelt. Auch noch anders ging ihm durch den Sinn und er blinzelte dabei beständig die goldgelben Körner an; und ihm war es, als ob diese ihn wieder anschauten und ihm winkten und allerlei zuflüsteren. Und er schaute auf einmal gar püffig drein. Und als er die Körner vollends zu Hauf geschaukelt, schloß er das Scheunen-

thor und kniete auf seinen zitternden Beinen heimlich dem Hause zu.

„Sie ist nicht daheim!“ sprach er siegesgewiß lächelnd und öffnete, vorsichtig rückschauend, die Stubenthür. Er schritt aber nicht hinein, sondern er kroch flugs rechtswärts im Vorhaus die Stiege empor auf den Dachboden. Da hingen die leeren Säcke, aber es waren nur wenige, und die waren von seiner Frau gezählt. Unschlüssig stand er eine Weile davor. Plötzlich — sein Gesicht wurde noch pfißiger — schien ihm ein Licht aufzugehen. Er wandte sich seitwärts zu einer offenen alten Truhe; da raffte er aus einem Haufen unreiner Wäsche etliche Stücke an sich und verbarg sie unter dem Brustkleid, worauf er sich hurtig wieder die Treppe hinuntermachte. —

. . . „Guck was ist denn dem just auf einmal in die Beine gefahren, daß er's so eilig hat? Sonst kniebeint er, daß man ihm immer bei jedem Schritt ein paar Krücken unter die Achseln stecken möchte, — und jetzt holt er aus, wie ich's an ihm seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Schau, schau! . . . Und was er da wohl um den Busen herum gestopft hat? Er ist ja aufgeschwollen, als ob er ein Viertel gestohlener Äpfel unterm Brustlaß versteckt hätte! Ei — ja so — — in die Scheuer hinein? Und wie fürsichtiglich er das Thürlein hinter sich zuzieht!“ — — — Also redete jetzt bei sich selbst die biedere Hausehre des Bäuerleins, die eben draußen auf der Gasse am Hofthor stand und durch eine Ritze zwischen den Brettern guckte . . . der Satan hatte sie just in diesem Augenblick von der Nachbarin heimgeholt und durch die Ritze schauen geheißt.

Für manchen ist es sehr nützlich und gut, wenn sein Auge auch bisweilen durch Ritzen nach dem Thun Anderer

schaut; — wiederum für manchen aber vermaledeit schlimm, wenn sein Thun von Andern durch Ritzen beobachtet wird.

In diesem letzteren Falle befand sich wohl unser Bäuerlein. So wenigstens dachte seine Hausehre an der Thorritze. Aber sie beeilte sich durchaus nicht, ihre Neugierde zu befriedigen. „Gute mit Weile“, dachte sie; und so öffnete sie denn geräuschlos das Gassenthürchen und schlich langsam, als ob sie etwas Verlorenes suche, seitwärts am Hofzaune hinunter und um die Scheune herum, bis sie an die Rückseite derselben, just an die Tennenwand kam. Da duckte sie sich und näherte ihr rechtes Auge einem Astlöchlein.

Himmel, — was sah sie da?! . . . Wäre sie ein gemütliches Weib gewesen, fast hätte sie laut auflachen müssen. Da kniete ihr Mann — und nun machte er sein allerpissigstes Gesicht — im Kornhaufen, eifrig bemüht, eines von ihren Hemden, das am Brustteil mit den Ärmeln zusammengebunden war, voll zu füllen. — Eine von seinen Unterhosen, ähnlich zum Sack hergerichtet, lehnte bereits stramm angefüllt an der Seitenwand, — des Bäuerleins körperliches Unterteil darstellend, nur etwas dicker. Und sie guckte und lauschte, unbeweglich am Astloche kauernnd mit angehaltenem Atem, bis er fertig war und die Säcke ins Raffloch unter den Spreuhaufen schleppte. — Sollte sie hervorspringen und den Korndieb auf frischer That überraschen? — Nein, nimmermehr! Kein Laut, kein Zucken sollte sie jetzt verraten. Aber — „wart, Alter, ich will dir eins aufmachen, daß du ewig an meine Hemden denken sollst!“ . . .

Sprachs, oder dacht es vielmehr nur in sich und erhob sich still und unhörbar wie ein Schattenbild. Kehrete auch nicht wieder in den Hofraum zurück, sondern schlich hinten herum über den Heckenzaun wieder zur Nachbarin, von wo

sie erst nach einer halben Stunde schon durch die Gassenthür heimkehrte, als der Alte schon längst seine That vollbracht und wieder in gewohnter Weise im Hofe herumkrüchte.

Am folgenden Morgen kamen die Nachbarinnen nach üblicher Weise helfen mit ihren Sieben, — die Frucht sollte „aufgehoben“ werden. Wie gewöhnlich bei solcher Arbeit waren die Weiber sehr munter und aufgeräumt; es wurden Späße gemacht, Neckereien getrieben und vor allen Dingen die allerneuesten Dorfneuigkeiten ausgeframt.

Nur die Alte — ganz gegen ihre sonstige Art und Gewohnheit — war heute schweigsam. Auf ihrem spitzkönnigen, runzligen Gesicht lag ein eigener unheimlicher Ernst. Und auch der Alte, der beim Einfüllen die Säcke hielt und zuweilen mit der Schaufel am Kornhaufen nachschaufelte, stimmte nicht mit ein in das Geschwätz der Sieberinnen; — er blinzelte nur manchmal mit halb zugekniffenen Augen nach dem Raffloch hinüber und dann wieder nach seiner Frau, deren Gesicht ihm heut so merkwürdig vorkam.

Unterdessen war man mit der Arbeit zu Ende gekommen und die Sieberinnen schüttelten und klopfen bereits den Staub aus ihrem Gewändern. — Jetzt erhub die Hofwirthin ihr Haupt.

„Wartet noch ein wenig“, sprach sie zu den Frauen, „wir sind noch nicht fertig“. — Und zu ihrem Manne gewendet fuhr sie dann fort: „Hole jetzt auch die beiden Säcke aus dem Raffloch heraus, Alter!“

„Wa—a—s?“ erwiderte dieser, und Mund, Augen und Nase blieben ihm weit und staar offen stehen.

„Die zwei Säcke voll Korn, die du hier gestern Abend gestohlen und im Raffloch versteckt hast!“ herrschte die Haus-ehre ihn nachdrücklich an.

„Ich? Gestoh—ohlen?“ — Seine Knie zitterten heftiger; krampfhaft umklammerten seine Hände den Schaufelstiel.

„Kommt doch, ihr Sieberinnen,“ rief jetzt die Ehehälfte, indem sie dem Unglücklichen einen vernichtenden Blick zuwarf, „und thut diesem scheinheiligen Knieschlotterer das Korn unter die Nase, um das er mich hat betrügen wollen. Da liegt's versteckt unter dem Spreugerech!“ — Und damit trat sie in den Kaffraum hinein und legte die Hand an die Stelle. Die Sieberinnen aber thaten, wie ihnen geheißen war, — und bald erscholl ein unaussprechliches Gelächter, als nun die seltsamen Säcke zum Vorschein kamen und im hellen Tageslicht auf der Tenne standen.

— „Mein neues, feines Hemd! Mein Sonntagshemd!“ brach jetzt die Alte los; — „in das hat er das Korn gefüllt, um es hinter meinem Rücken in die Schenke zu tragen und zu ver—kümmeln! O du Lump, du Duckmäuser, du scheinheiliger Schleicher und Weinknixer, du aufgedufene Spirtnase, du — — —!“ Ein Hagelwetter von Born- und Schimpfreden entlud sich nun über den armen Mann; — er stand eine ganze Weile wie ein gerupfter Hahn, über den man einen brühheißen Wasserstrom ausgegossen.

Aber plötzlich ermannte er sich. Er stampfte mit der Schaufel gegen den Tennboden, daß sie in Stücke flog. „Wie?“ rief er aus, „gestohlen hab ich? — Ja ich habe gestohlen; aber wenn ich's gethan, so hab ich's von meinem Eigeneu gestohlen, denn das Korn ist von meinem Acker und nicht von dem deinen; und nicht mir sondern dir bleibt die Schande, weil du mich dazu gezwungen, weil du mir nichts herausgibst, du schleckermäulige Kreuzspinne, du Krambambulzunge, du — — —!“ Ja, jetzt fuhr der Alte auch ins Zeug, wie man's noch niemals an ihm gesehen. Denn

diese unerhörte Beschämung, die ihm im Angesichte der Nachbarfrauen widerfahren war, hatte sein träges, dickflüssiges Blut zum Sieden gebracht.

Er war es jetzt, der im Gefühl der langjährigen Unbill, die er geduldig getragen, recht eigentlich aufbegehrte. Er warf seiner Frau ihren Geiz, ihren Eigennutz und Eigenwillen, ihre heimliche Liebe zum „Süßgemachten“ vor und rief dabei der Nachbarinnen Urtheil und Rechtsgefühl an. Ja, er drohte sogar, er werde augenblicklich zum Pfarrer gehen und auf Scheidung klagen, wenn ihm von dem Korn, das er sich mit gutem Recht auf die Seite gethan, auch nur ein Seidel wieder genommen würde.

Das half, — der Zorn des grimmigen Weibes mäßigte sich; denn aus manchen Frauen werden nur deshalb Haus-tyranninnen, weil ihre Männer Schlafmützen sind. — Kurz und gut: unser Bäuerlein behielt seine beiden Säcke Korn; ja er ließ sich dieses, — während seine Frau brummend zum Hause schritt, um für die Sieberinnen einen „Süßen“ zu bereiten, — jetzt unter einem schön sieben, und brachte es am nächsten Freitag, freilich in andern Säcken, auch richtig zu Markt.

Ob ihm aber von dem „Kaffee“, der ihm hinfort reichlicher zufließ, das Zittern in den Beinen vergangen, oder ob ers erst recht noch ärger bekommen, — das haben wir nicht erfahren.



